

SCHLESISCHE MONATSHEFTE

AUS DEM INHALT:

ERGEBNIS DES NOVELLEN-PREISAUSSCHREIBENS
F. LANDSBERGER: VOM „HÄSSLICHEN“ BRESLAU
EUG. KÜHNEMANN: VIER SCHLESIER ÜBER AMERIKA
ZU GERHART HAUPTMANN'S 65. GEBURTSTAG
GRAF LEOP. V. KALCKREUTH'S SCHLESISCHE JAHRE

NOVEMBER 1927

PREIS 1 RM.

WILHELM
ONOL

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Jahrgang IV

Herausgeber: Kulturbund Schlesien

Nummer 11

Schriftleiter: Prof. Dr. Franz Landsberger, Breslau 18, Kirschallee 18

Verlag: Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabtlg., Breslau I, Junkernstr. 41/43

Druck und Bildstöcke: Wilh. Gottl. Korn, Breslau I

Die Schlesischen Monatshefte sind das
Mitteilungsblatt nachstehender Vereinigungen:

Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien / Gesellschaft der Kunstfreunde / Schlesischer Bund für Heimatschutz / Verein für Geschichte der bildenden Künste / Künstlerbund Schlesien / Schlesischer Landesverband des deutschen Werkbundes / Universitätsbund Breslau / Vereinigung für Natur- und Heimatschutz des Kreises Freystadt / Breslauer Orchester-Verein / Humboldtverein für Volksbildung / Breslauer Bachverein / Schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur.

Inhalt des Novemberheftes:

Das Ergebnis des Novellen-Preisausschreibens.

August Scholtis (Gleiwitz): Nachruf, Novelle.

Dr. Viktor Ludwig: Zu Gerhart Hauptmanns 65. Geburtstag.

Grete Dittmann: Gedicht.

Bertha Gräfin Kalckreuth: Graf Kalckreuths schlesische Jahre.

Prof. Dr. F. Landsberger: Vom „häßlichen“ Breslau.

Rudolf Fitzek (Kattowitz): Industrielandschaft

Geheimrat Prof. Dr. Eugen Kühnemann: Vier Schlesier über Amerika.

Geheimrat Dr. Franz Wiedemann: Am Schweidnitzer Tor zu Breslau vor 100 Jahren.

Rundschau. Musik: Prof. Dr. Max Schneider / Theater: Dr. Hans Hermann Adler / Bildende Kunst: Prof. Dr. Franz Landsberger, W. Dittmann, P. Niehaus / Schlesischer Wirtschaftsspiegel: Dr. M. L. Metzner / Bücher über Kunst: Geh. Rat Jantzen, Prof. Dr. Landsberger, Dr. Schellenberg.

Mitteilungen der Vereine.

Schlesisches Himmelreich.

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Monatsersten. Bezugspreis vierteljährlich 3 RM. Einzelheft 1 RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder direkt beim Verlag: Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriften-Abteilung, Breslau I, Junkernstrasse 41/43, Postscheckkonto Breslau 31151. Fernsprecher Ring 9044.

Anzeigenpreis: $\frac{1}{1}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{16}$ Seite } Bei Wiederholungen Rabatt.
160 85 45 24 12,50 RM. }

Manuskripte und Besprechungs-Exemplare sind direkt an die Schriftleitung zu senden. Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ausreichend Porto beiliegt.

„Zbiory Śląskie“

Akc. K Nr 58 / 74 / 05

*Bruchten Vin die Brilowen
Vin bringst Iffun*

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heim

KSIEGARNIA
ANTYKWARIAT



033774 F
XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Das Ergebnis des Novellen-Preis Ausschreibens

der Schlesischen Monatshefte und der Schlesischen Funkstunde A.-G.

Das Preisgericht, bestehend aus den Herren Fritz Walther Bischoff, künstlerischer Leiter der Schlesischen Funkstunde, Dr. Walther Brecht, o. Professor der Literaturgeschichte an der Universität München, und Univ.-Professor Dr. Franz Landsberger, Schriftleiter der Schlesischen Monatshefte, hat beschlossen, einen ersten Preis nicht zu verteilen, dafür aber zwei Novellen mit gleichen Preisen zu bedenken.

Ihre Verfasser erhalten die im ganzen ausgesetzte Summe von 700 RM. je zur Hälfte, also je 350 RM.

Es sind dies, wie die Öffnung der Briefumschläge ergab, die Herren

August Scholtis-Gleiwitz mit der Novelle: „**Nachruf**“
und **Dr. Bernhard Fischer-Brieg** mit der Novelle:

„Die Witwe und der Teufel“.

Einen dritten Preis, der nur im Abdruck sowie im Durchspruch zu den bei den Schlesischen Monatsheften bzw. bei der Schlesischen Funkstunde üblichen Honorarsätzen besteht, erhält die Novelle von

Helmut Schwabe-Striegau: „**Der Steinmetz**“.

Wir beginnen heute in den Schlesischen Monatsheften mit dem Abdruck der Novelle von

August Scholtis: „**Nachruf**“.

Die Schlesische Funkstunde A.-G.

Die Schlesischen Monatshefte.

Nachruf

Preisgekrönte Novellen v. August Scholtis-Gleiwitz

Der Verfasser dieser Novelle, Sohn eines Musikanten, ist ein junger Oberschlesier, geboren 1901. Er ist gegenwärtig Hilfsarbeiter beim Gleiwitzer Magistrat und in der Öffentlichkeit bisher nur durch einige Zeitungsbeiträge hervorgetreten. Wir freuen uns, durch unser Preisausschreiben auf diese entschiedene Begabung gelenkt worden zu sein. Die Schriftleitung.

I.

Der Sturm begann im Morgengrauen.

Es fluteten seine geballten Massen über die ungezählten Schlote der Ostrau-Karwiner Industrien und kamen zwischen den kahlen Koppen der Lysa-Gora hindurch, aus den wilden Tälern der Beskiden.

Zerfetzten die dicken Rauchschwaden über dem grauen Ostrauer Häusermeer und wälzten die stickigen Nebel an Mietskasernen und Bretterbuden vorbei, über Holzlagerplätze, Schrebergärten hinaus, zu den Gewässern des Oderflusses.

Und dort, wo die Oppa der Oder sich ergießt, recht ansehnlich breit und langsam, hüpfen aus den Fluten zierliche Kräusel, dem Sturme nach, der mit nordwestlichem Kurs hineindrang in das Hultschiner Land, dem fernen Altvater entgegen.

Mährens Getreideernte stand in abertausenden Puppen auf den hügeligen Stoppeln, und der Naplatkiberg inmitten des Hultschiner Gaues glich einem bombastischen Geburtstagskuchen aus des Herrgotts Backstube.

Aufgedunsen wie trübe Tränensäcke, hingen die Wolken in der Septemberlandschaft, deren Horizont im Osten hervorzugehen begann, wie aus erstickten Flammen.

Vereinzelte Haferfelder, der Schnitter wartend, stachen goldgelb aus den zerstreuten Bergen.

Ihr Leuchten wurde umso plastischer, je düsterer die morgende Landschaft versank, als der Sturm kam und Hultschin in wenigen Momenten zum unentwirrbaren Chaos gestürzter Garben verwandelte. Es schien, als ob die tobenden Naturkräfte nur ein Ziel wußten, in dem von Pappeln und Buchen umstandenen Hain zu versacken, der am nordwestlichen Abhang des Naplatkiberges, entblößt und weit sichtbar, klebte und aus dessen Blättergewirr ein Schrotholz-kirchlein und einige armselige Strohdachhüttchen hervorlugten.

Dieser Busch, der den Eigennamen Kirchberg führte, barg außer dem ebengenannten Schrotholz-kirchlein nur das Häuschen des Totengräbers Barzoch, den Friedhof mit kleiner Totenkammer und das Gehöft des Bauern Fussek.

Zu dem Dörfchen Bolatitze, welches hinter dem Berge in einer geschützten verkrusteten Sumpfmulde lag, führte eine Steintreppe mit einigen hundert Stiegen hinunter.

Indessen ächzte und bog sich das bemooste Schindeldach des dünnen Kirchleins unter der prallenden Wucht des Sturmes. Die Wellen brandeten den Turm hinauf, krochen in die offenen



Luken und peinigten das einzige Glöcklein, welches unartikulierte Schauerschreie von sich stieß wie zur nächtlichen Feuersbrunst.

Immer wieder neigten die Pappeln und Buchen ihre mächtigen Kronen, und zwischendurch klatschten die Schindeln des Kirchdaches hinunter in das Fussek'sche Gehöft, wo sie knallend zersprangen und das Geflügel mit Gezeter und Geschrei auf die Zäune flüchtete.

Im Stalle brüllten die Kühe.

Zudem heulte Schjaktivisch, des benachbarten Totengräbers Barzoch Hund, nun schon seit einigen Nächten eintönig, grausam und unaufhörlich, und das Käuzchen, welches seit einigen Wochen drüben auf der Kirchhofspappel saß, flog dreist in den Hof hinunter, mengte sich unter das schnatternde Geflügel und präsentierte mit frechen und zugleich komischen Nickern seine piepsenden Laute in das Küchenfenster hinein.

Schrill raste der Sturm im Hofe.

Kichernd schnellte er in der Speicher- und Wohnhausecke zu einem Kreisel zusammen, verstrickte sich in den mächtigen Düngerhaufen und formte den trockenen Dung zu einer haus hohen Windhose.

Die Mägde entflohen furchtsam ihrer Arbeit, denn eine Windhose war der Satan selbst.

Hinter der Scheune fluchten die Knechte und versuchten vierspännig eine vollbeladene Erntefuhre zu bergen, als der unsichtbare Dämon mit behaglichem Jauchzer all seine Gewalt gegen die Fuhre stemmte und sie vollends umwarf.

Barzoch, der Totengräber stand auf hoher Leiter über seinem Häuschen. Unter der Last der beschwerenden Bretter, Stangen und Latten, mit denen er sein Dach zu schützen versuchte, zuckten die Strohschober nur ein wenig in ohnmächtiger Versuchung. Das Dorf unten im Tale ahnte Schreckliches, litt jedoch nichts.

* * *

Johlend und schreiend zog zur selben Stunde in Bolatitze eine Kinderschar umher, angeführt von dem geisteskranken und entmündigten Bauern Jan Fussek.

Jetzt lehnte der Irre seine Arme an den Bretterzaun eines Gehöftes und starrte herausfordernd in den Misthaufen. Die Kinder umlagerten den Zaun, krochen auf die nächstliegenden Ställchen und Buden und starrten ihr Opfer belustigt an. Sie stellten allerlei dumme Fragen auf, zupften den Bauern am Rock und kitzelten mit langen Strohhalmen seine Ohren.

Plötzlich schrie ein verwegener Kerl mit ziegelrotem Gesicht:

Swati Janek jak sche mosch?

(Heiliger Johann wie gehts?),

indem er seine Hände in Form eines Sprachrohres vor den Mund hielt, so daß es schauerlich hohl klang, und ein allgemeines Gegröhl quittierte die gelungene Situation mit einem mährischen Dreizeiler:

Janek ist ein feiner Mann

Janek hat den Hof versoffen

Janek Janek Tulipan.

Nun ging es weiter.

Heidi.

Das häßliche, formlose Gesicht des Irren geiferte bei diesem Spottvers Speichel aus ekligem Munde.

Die tiefliegenden, weitgeöffneten Augen starrten auf einen einzigen Punkt, indem die Backenknochen mit der lächerlich langen Nase weit in die Luft hinausangelten.

Das kurzgeschnittene Haupthaar jedoch zeichnete unverkünstelt eine breitausgeladene Stirn hervor, die in den Schläfen beängstigend ausgewuchtet war, so daß das Antlitz einen haltlosen Zug bekam, wie ihn zuweilen Bettelmönche zu eigen haben. Jan Fussek, das zweite und letzte Kind des Kirchbergbauern, war seit frühester Jugend in einem tschechischen Kloster auf Wunsch und Willen der Mutter untergebracht und stand plötzlich mitten im praktischen Bauernleben, als sein älterer Bruder und Hoferbe 1866 bei Nachod fiel.

Die Eltern erlagen alsbald ihrem Kummer, und Janek übernahm allein das große Erbe.

In Erinnerung an seine Klostertätigkeit ergab sich der neue Bauer den Bequemlichkeiten des Daseins, bis dieser Schlendrian seine geistige, seelische und weltliche Atmosphäre verwirrte. Die folgenden Prozesse, Liquidationen und Szenen fanden ihn unerhört gleichgültig, und nun kümmerte sich eben weiter niemand mehr um ihn.

Das Wohnen auf dem Hofe und der Lebensunterhalt waren ihm zeitlebens gesichert.

Die Bauern von Bolatize verwandten ihn gern als Zierbock und schickten Janek in intimer Mission zu diesem und jenem verpönten Förster, Postmeister, Gastwirt, Rektor oder auch Kaplan mit ulkigen Gratulationen und ähnlichen Aufmerksamkeiten anonymen Art.

Janek machte alles.

* * *

Die Kinderschar stob plötzlich auseinander und verschwand in respektvolle Entfernung, denn vom Kirchberge kamen zwei Knechte hinuntergerannt, die den Irren an den Armen zerrend, mit Püffen und Fußtritten traktierend, den Hügel hinaufexpedierten.

Zum Hoftor hineintorkelnd kämpften sich die zwei Menschen mit ihrem Gefangenen durch den Sturm zu den Stallungen hindurch.

Sie sperrten ihn in einen bereitstehenden Schweinestall ein, was auftragsgemäß tagtäglich geschah.

Der Sturm nötigte die beiden Männer zum raschen Handeln und sie verschwanden im schützenden Haus.

Und durch das Wüten des Sturmes drangen fromme Lieder aus dem Stall.

Unendlich weich getragenen Kirchenliedern folgten mährische Volks- und Wiegenlieder.

Zuweilen wechselten holprige deutsche Soldatenweisen ab in verschwommenem, undefinierbarem Deutsch.

Daher kam es, daß der singende Janek den Hofbediensteten im Gedächtnis blieb und meistens nicht vergessen wurde, seinen Kerker regelmäßig nach zwei Stunden zu öffnen, um den Verrückten mit Jauche schöpfen, Hof kehren, Dünger werfen, Holz spalten oder Kartoffeln stampfen zu beschäftigen.

Heute öffnete eine Magd den Stall, übergab dem Irren zwei dicke Stullen Brotes nebst einer Peitsche und gab ihm den Auftrag, die abseits schnatternde Gänseschar über die Wiesen und Stoppeln zu treiben und zu weiden, bis die Sonne hinter den Altvaterbergen untergegangen sei.

Der Sturm klebte ihre Kleider an den Körper, und sie hatte Eile, das schützende Haus zu erreichen, als der Irre bereitwilligst die Peitsche über die Gänse schwang und zum Tore hinaus den Kirchberg hinunterzog.

Er trieb das Dorf entlang, den Oppawiesen entgegen.

Zudem sang er laut und wehmütig ein Kirchenlied.

Mit seitwärtsgelegten Köpfchen horchten die Gänse zu.

Sie fügten sich dem Hirten und trippelten willig vor ihm her auf der staubigen Landstraße, die über die Wiesen nach Mähren führt.

Die Sonne sank hinter die Berge des Altvaters.

Janek und seine Gänse kamen jedoch nicht wieder.

In der Nacht aber heulte und schrie der Sturm in erregtester Wildheit.

Er erfaßte das Strohdach des lehmgebauten Speichers und riß es glatt hinunter.

Warf das hölzerne Denkmal des Johannes von Nepomuk, welches auf der Terrasse vor dem Kirchlein stand, vom Sockel herab, so daß es zersprang.

Droben im Turme wimmerte entsetzlich das Glöcklein, und dazwischen heulte Schajktivisch und piepste das Käuzchen.

Die Bauern ahnten nichts Gutes, zogen ihre karierten Bettdecken über die Ohren und schwitzten in Ängsten, bis der Hahn krächte und der Sturm urplötzlich schwieg . . .

. . . . Hinter den kahlen Koppen der Lysa-Gora zuckten die ersten Strahlen der Morgensonne hinein in das Hultschiner Land. Es kam ein Tag, glühend und mühsam, und die Erntefuhren knarrten über die krummen Straßen tief in der erquickenden Nacht.

Janek jedoch blieb verschollen.

Die Pappeln und Buchen färbten sich herbstlich.

Sie sandten ihre Blätter hinunter in den Fussekhof.

Der Winter kam, und seine Flocken vergruben das Kirchlein schier ganz und gar.

Der Kirchberg glich einem zerfetzten Besenstiele.

Der Winter ging, der Frühling kam.

Vom Kirchberg rann das Wasser stark hinunter nach Bolatize.

Die Buchen und Pappeln grüntem schon wieder.

Janek blieb jedoch verschwunden und war ohnehin unbedeutend genug, um gänzlich vergessen zu werden.

II.

Jene fünf Männer, die über die Oppawiesen schritten, waren Hultschiner Musikanten. Ihr Ziel war ein kleines Walddörfchen in den mährischen Waldschluchten jenseits der Grenze, wo sie zur Tanzmusik in der kommenden Nacht blasen sollten.

Voran schritt ein kleines Männchen, mit rotem Tüchlein in der Hand.

Offenbar der Klarinettist; das Tüchlein barg das zerlegte Instrument.

Dahinter kam die Trompete mit der Tuba.

Beides ausgemergelte Männchen.

Schließlich ein beliebter Baß, dessen rundes gewaltiges Blechinstrument über dem Kopf auf dem Nacken hing.

Und dann ein junger blasser Bursche mit der großen Pauke, die auf einem Gurt vor dem Bauche wackelte.

Im Gänsemarsch zogen sie der Landesgrenze entgegen, gelangten auf die Oppabrücke, wiesen dem Zollbeamten einen Sammelpaß vor und kamen unbehellig hinüber.

Der Weg fing jetzt zu steigen an, und bei einer Biegung entschwanden sie im dichten Wald.

. . . Über die Oppawiesen klang schwach und verschwindend ein Glockenton und gab das Zeichen zu einem Summen und Singen vieler großer und kleiner Glöcklein aus dem Hultschinerischen und dem Mährischen.

Slawen und Germanen, zur Notgemeinschaft verstrickt, entblößten die Häupter, beugten die Knie und entboten den Engelsgruß ihrem uralten Gott.

Rings im Umkreise schwiegen die Wiesen in der Gluthitze des Junitages.

Nur dann und wann sumnte eine Mücke durch die Stille . . .

. . . Weit in der Ferne, dort wo der bewaldete Altvater absteigt von seinen Höhen, um sich mit den Beskiden zu verschwistern, blitzen die Dächer von Troppau.

Jener Stadt, die heilig ist den Deutschen wie den Tschechen . . . (Die Tschechen nennen sie Opawa nach der Oppa, die vor den Toren fließt.)

Und dieser Name ist nicht minder schön . . .

Die Ehrfurcht vor der Stadt liegt im Antlitz dieser Auen gekennzeichnet, und das Raunen der Oppawellen klingt wie ein Gesang . . .

* * *

Durch das mährische Walddörfchen dröhnte preußische Tanzmusik. Die Lichtstreifen der Schenke fielen tief in den Wald.

Es herrschte eitel Freude.

Um Mitternacht jedoch entlud sich eine explosive Bewegung. Einige stämmige Österreicher erschienen im Saal und erklärten unverblümt, die Gelegenheit wäre gut, Rache für Königgrätz zu nehmen.

Die Musikanten verstanden sehr wohl diese Gebärden ihrer Grenznachbarn und packten eiligst ihre Sachen. Da ging plötzlich das Licht aus.

Durch das folgende Dröhnen, Stoßen, Schlagen und Brüllen klorrten die Fensterscheiben, durch deren enge Rahmen auf gemeinsamen Wink hin die Preußen sich retteten, nach unvermeidlichen Beulen und Püffen.

Als der Kampf abflaute, waren die Preußen unauffindbar.

Der Wald hatte sie verschlungen.

Nur der Klarinettist irrte in der Nähe planlos umher, wurde aufgegriffen, verprügelt und seine Klarinette auf Königgrätzer Kosten in viele Stücke zerbrochen.

Er trat alsdann den Heimweg an, taumelte ziellos durch den Wald, stolperte in dem dichten Gebüsch und fiel erschöpft auf den Boden.

Verfiel sofort in einen Ohnmachtsschlaf und hörte nicht die frohlockenden Bläser unten im Tal, die zum Sammeln bliesen und schließlich mit lustigem Marsch und endlosen musikalischen Witzen, die immer in den spöttischen Refrain auf Maria-Theresia mündeten, ihrem Dörflein entgegenzogen.

Die Sonne klomm über die Dächer der Stadt Hultschin.

Sie drang durch den dichten Busch und traf den schlafenden Musikanten ins Antlitz, sodaß er erwachte.

Unten dampften die Oppawiesen im Morgentau und weit in der Ferne leuchtete der Kirchberg von Bolatize.

Die Schwere der Situation gab dem Musikanten die Kräfte wieder. Er versuchte aufzustehen und gewahrte an seinem Schuh einen Fetzen, über den er des Nachts offenbar gestolpert war. Zufällig griff er nach seiner Stirn und merkte, daß sie von klebrigem Kot beschmutzt war.

Diese Umstände ließen ihn verwundert um sich schauen und den Fetzen näher betrachten, der eine Mütze war.

Die überraschende Entdeckung spannte ihn.

Sein Instinkt flößte ihm ein, über sich zu schauen, und da entdeckte er einen Klumpen an einem Ast, der einem Bienenschwarm oder einer mächtigen Pudelmütze glich.

Der Klumpen schien von Gewürm zu wimmeln und hing fast über des Musikanten Kopf.

Seine Hände stießen bei dem Versuch aufzustehen in Kot und Knochen, und der Schreck gab ihm nun vollends seine Kraft. Die Mütze schien ihm bekannt, und nach wenigen Augenblicken war es ihm klar, daß jener faule Klumpen der letzte Rest des Fussekbauern war, dessen Glieder zum größten Teil auf den Waldboden herabgetropft waren.

Ein Gruseln vor der hier verbrachten Nacht packte den Musikanten, und er verließ eiligst diesen Ort.

Mit der gefundenen Mütze in der Hand eilte er die Berge hinunter, erreichte unbehellig preußisches Gebiet und eilte gen Bolatize.

* * *

Das Käuzchen, das seit einigen Tagen wiederum auf der Kirchhofspappel saß, flog dreist im Hofe des Totengräbers umher. Mit frechem Nicker präsentierte es seine piepsenden Laute in den Hausflur hinein.

Zudem heulte Schjaktivisch schon einige Nächte eintönig und grausam und riß verzweifelt an seiner Kette, wenn der Vogel in seine Nähe kam.

* * *

Die Sonnenstrahlen prallten heiß auf Hultschin herab, als der Musikant im Dorfe angelangt war.

Er lenkte seine Schritte den Kirchberg hinauf, fürchtete aber, die Botschaft im Fusseckgehöft an falscher Stelle abzuladen, und schritt schließlich durch das Gartentörchen hinein in Barzochs Gärtchen.

Er überquerte den kleinen Hof.

Und indem er den Fuß auf die Schwelle setzte, entstand gewaltiges Getöse, wobei der Musikant mit einem Schrei rücklings umfiel. Schjaktivisch, der Hund, war mit ungeheurem Geheul auf den Rücken des Mannes gesprungen, trat mit den Pfoten rücksichtslos auf Gesicht und Brust des Mannes herum und entriß den Händen den gefundenen Mützenfetzen, als ob der Fetzen ein Geheimnis berge.

Die Hundebude war durch den entsetzlichen Sprung mitgerissen worden.

Ihr hohles Poltern, das Schreien des überfallenen Musikanten und endlich die nun merkwürdigen, quietschenden, glucksenden und frohlockenden Töne, die Schjaktivisch mit seinem Raub von sich gab, ließen den Totengräber eiligst nachschauen. Er fand den Musikanten in seiner Situation, half ihm aufstehen und begab sich ins Stübchen, wo er die Botschaft entgegennahm.

Er entschloß sich, die Leiche heimlich zu holen und heimlich zu bestatten, und trat verabschiedend mit dem Musikanten auf die Schwelle.

Hierauf schaffte er die Hundebude auf ihre alte Stelle und befestigte sie.

Jetzt geschah etwas sehr Unwesentliches.

Der Hund, fügsam und unterwürfig knurrend, widersetzte sich der Herausgabe des Fetzens, und das folgende Gemenge endete damit, daß der Totengräber sein Vorhaben aufgab. Er überließ dem unheimlich heulenden Hunde seinen Raub. Barzoch merkte nicht, daß der Hund mit seinen Pfoten das erste Glied seines Ringfingers verletzend gestreift hatte, so daß etwas Blut hervorgequollen war.

Er entfernte sich schließlich in sein Häuschen.

* * *

Schjaktivisch zerriß die Mütze in viele Fetzen.

Mit grimmigem Behagen.

Brütend lauerte er alsdann vor seiner Bude auf das Käuzchen. Und als der Vogel ahnungslos dreist den Hof betrat, war er mit einem Satz dabei, erfaßte den Vogel und zerriß ihn mit seinen Zähnen und Pfoten.

Kurz darauf verendete der Hund.

Aus seinem Maule quollen giftige Blasen, und bei dem gewaltigen Sprunge nach dem Käuzchen war ihm die Kette tief in den Hals gedrunken.

III.

Johannisfeuer.

Der Oppagau loderte in allen Winkeln, und von den kleinsten Hügeln flammten mächtige Feuer gegen den nächtlichen Himmel. Die Lysa-Gora, ihre Vorberge, die Hrabiner Berge, die Grätzer Höhen und der Altvater waren mit unzähligen Feuerpünktchen übersät.

Auf den Naplaktibergen wimmelte jung und alt aus Bolatize, um dem uralten Brauch aus heidnischer Vorzeit beizuwohnen. Feuersignale wurden gegeben und im Umkreis von den Beskiden beantwortet. Die Besen flogen hoch in die Luft, und die Freude war unermeßlich.

* * *

Über die Oppawiesen schritt Barzoch der Landesgrenze zu. In seiner Rechten hielt er einen Korb.

Aus seiner Pfeife qualmten dicke Wolken.

Und seine Augen ergötzten sich am Feuerspiel der Sonnenwende. Die Grillen zirpten im Grase.

Unterhalb Smolkovo entblößte er seine Füße von Stiefel und Socken und durchquerte das seichte Flußwasser am Wehr. Damit war die Grenze heimlich überschritten.

Auf einsamen und vertrauten Jugendpfaden stieg er die Höhen hinauf, der bezeichneten Stelle entgegen. Immer tiefer entschwand unter ihm das Hultschiner Land. Dort war der Naplatiberg mit seinem mächtigen Lohen. Dort der Altvater und dort, weit in der Ferne, die speiende Industrie von Ostrau-Karwin.

Sein scharfes Auge drang in die Dunkelheit des Gebüsches und entwandte dem Geäst den Klumpen.

Er war da.

Den Korb auf den weichen Waldboden hinstellend, entnahm er ihm ein großes Leinentuch, breitete es aus und zündete weiterhin einen mitgebrachten Kienspan an.

Alsdann klaubte er im Schein dieses Lichtes den Boden sauber nach Knochen ab.

Er brauchte nur ein wenig den Ast zu bewegen, und der Klumpen klatschte auf das zubeitete Linnen herunter.

Mit seinem Krückstock zog er den Ast zu sich herunter, putzte mit seinen Fingern alles sauber und sammelte behutsam alles auf das Tuch.

Es geschah etwas sehr Unwesentliches.

Barzoch verspürte am rechten Ringfinger ein plötzliches unerhörtes Jucken und rieb diese Stelle mit der anderen Hand so lange, bis es aufhörte.

Jedoch waren seine Gedanken weit tiefer beschäftigt.

Schließlich hörte das Jucken auf.

Er band die Zipfel des Tuches zusammen, versenkte das Ganze in den Kartoffelkorb, zertrat das Kienspanlicht mit den Füßen und trat den Heimweg an.

In später Nacht in seinem Häuschen ankommend, wartete er das Morgengrauen ab und bereitete seinem einstmaligen Nachbarn ein Totenamt.

Er stellte den Korb auf die Truhe, entzündete zu beiden Seiten je ein Kerzenlicht und verbrachte die übrige Nacht im Gebet, kniend vor diesen menschlichen Überresten, die das Stübchen mit entsetzlichem Gestank erfüllten.

Als sein Hüttlein sich ein klein wenig aufhellte vom kommenden Tag, nahm er die Last, holte Spaten und Hacke aus der Totenkammer und grub auf verschwiegenem Plätzchen des Friedhofes ein kleines Grab.

Die wunderliche Bestattung verrichtete er in inbrünstigem und erschütterndem Zwiegespräch mit dem Toten.

Fertig geworden, nahm er Hacke und Spaten, um sie in der Totenkammer einzuschließen.

Mit gesenktem Kopf schritt er zwischen den Gräberreihen zu der Kammer und hob sein Antlitz erst auf der Schwelle empor, um in diesem Moment blassend zu erstarren.

Seinen Händen entfielen Spaten und Hacke, und der Totengraber schien eine innere Auflösung zu erleben, wobei seine Lippen Worte zu bewegen schienen.

Worte, die Tote zu Toten sprechen.

Fröstelnd und zusammenfahrend lenkte er eiligst seine Schritte aus dem Kirchhof heraus seinem Häuschen entgegen. In seinem Hüttchen kaum angekommen, schlug sein hühnenhafter Körper auf den Fußboden hin.

Vom Fieber zerschlagen, rang Barzoch in den nächsten Augenblicken mit dem Tode.

Er konnte gerade noch mitteilen, daß ihm der irre Janek in der Totenkammer erschienen sei, und starb.

* * *

Hinter den kahlen Koppen der Lysa-Gora zuckten die ersten Strahlen der Morgensonne heraus und brachen sich an dem Dache des Schrotholzkirchleins von Bolatize.

Eine Strahlengarbe fiel auf das Antlitz des Toten, dessen Gesicht hinter der Haut zu leuchten schien wie die Flammen eines edlen Gesteins.

Die Bauern erfuhren alles.

Sie litten den Erhangenen nicht auf dem geweihten Platz. Sie befahlen, ihn sofort auszugraben und hinter dem Spritzenhause zu verscharren, dort, wo ein mächtiger Steinhäufen von der alten Brücke erzählte, die Methodius und Cyrillus, die beiden mährischen Heiligen, über den einstmaligen Sumpf bauen ließen, und wo Schjaktivisch und das Käuzchen schon längst von Ratten aufgeessen waren.

* * *

Barzoch wurde am dritten Tage unter großer Anteilnahme bestattet.

Denn er war ein einwandfreier Mann.

Er wurde viel gepriesen und beguckt.

Der rechte Ringfinger war mächtig geschwollen, und darüber schüttelten die Bauern die Köpfe.

Der nichtsnutzige Janek mit seiner Erscheinung beschäftigte ihre boshaften Schädel, und sie hielten mit ihren vernichtenden Urteilen über den Selbstmörder selbst an der Bahre des toten Barzoch nicht zurück, der sein Leben gab für den ärmsten seiner Brüder.

Zu Gerhart Hauptmanns 65. Geburtstag den 15. November 1927

Von Viktor Ludwig

Thomas Mann fragt einmal: „Wer ist ein Dichter?“ und antwortet: „Der, dessen Leben symbolisch ist!“

Wenn dies wahr ist, so dürfen wir heut in Gerhart Hauptmann nicht nur einen, sondern den deutschen Dichter unserer Zeit feiern, der, ein Greis an Jahren, ein Jüngling an Lebenskraft und Schaffensfreudigkeit geblieben ist. Sein Leben ist wahrhaft ein Sinnbild der Wandlung unseres Volkes, das eben in ein neues Stadium seiner Entwicklung getreten ist, das trotz Krieg und Zusammenbruch, trotz unablässiger Anfeindungen und Verleumdungen voll froher Zuversicht einem neuen Aufstieg entgegenieht.

Auch der 65jährige Dichter ist innerlich noch heute einer der jüngsten, er ist ein Führer der Jugend, wie er es vor dreißig, ja fast vierzig Jahren war, als seine Dichtungen der deutschen Jugend zum erstenmal zum weithin flammenden Fanal wurden. Das kam in diesem Jahre bei der Eröffnung der Internationalen Buchkunst-Ausstellung in Leipzig in schöner Weise zum

Ausdruck. Während droben in der prächtigen Universitätsaula Staatssekretäre und Oberbürgermeister, Professoren und Geheime Räte ihre Ansprachen zur feierlichen Eröffnung der Ausstellung hielten, versammelten sich unten, im Lichthof des Gebäudes, die Leipziger Studenten in hellen Scharen, um den großen deutschen Dichter zu sehen und ihm ihre Huldigung darzubringen. Und als Gerhart Hauptmann auf der Rampe erschien, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Die Vertreter der Jugend und hoch über ihnen das von weißen Haaren umlohte Haupt des Dichters: die

Symbolik dieses Augenblickes war ganz unverkennbar:

Deutschlands Jugend sah zu ihrem geistigen Führer auf! Die junge Generation fühlte instinktiv, der große Dichter sprach es in seiner Antwortbewußt aus, was beide, die Jungen und den Alten, die Lehrlinge und den Meister verband: der Gedanke an Deutschlands Erneuerung durch das junge Geschlecht.

Was aber gibt noch heute dem 65-jährigen Dichter die Kraft, der Führer in einer äußerlich veränderten Welt zu

sein, was macht ihn zum Ewig-Jungen? Es ist die Fähigkeit, sich wandeln zu können!

Leopold Ziegler, einer der tiefsten Denker unserer Zeit, sieht in den Deutschen das Volk, das wandert und deshalb steten Änderungen unterworfen ist. Aus diesem Grunde verehrte es auch als seinen obersten Gottkönig den Wanderer, Wodan, den Watenden, der durch alle Wasser und Lüfte, alle Stürme und Brünste dahinflutete. Und wahrlich, ein Wanderer ist auch Gerhart



Phot. Kurt Hielscher

Hauptmanns schlesisches Heim

Blick in die Eingangshalle seiner Villa in Agnetendorf
Die Fresken sind von Hannes Avenarius

Hauptmann und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Diese Tatsache findet schon rein äußerlich ihre Bestätigung in der Art, wie der Dichter sein Leben führt. Wenn die Novembernebel über Deutschland lasten, flieht er aus seinem Vaterlande über die Alpen nach dem Süden, um im milden Mittelmeerklima einen ruhigen, arbeitsreichen Winter zu verleben. Von da führt ihn der Frühling in die blühenden Gärten seiner schlesischen Berge zurück, wo ihn in seinem Agnetendorfer Heim edelste Kunst und Wissenschaft umgibt. Den Eintretenden empfängt ein gewaltiger, hoher Raum (siehe d. Abb.), die Halle des Paradieses, die Hannes M. Avenarius — auch er ein Schlesier — mit arabeskenhaften Wandgemälden schmückte, aus denen dem Beschauer eine Reihe von Gestalten und Situationen aus

Hauptmannschen Dichtungen entgegenleuchtet. Dann nehmen uns Zimmer, nein Säle auf, deren Schränke eine kostbare Bibliothek bergen, und dazwischen stehen Kunstwerke aller Zeiten und Völker. Wir bewundern Bildwerke der altchinesischen Kultur und Gemälde moderner Meister, Plastiken aus der Griechenzeit neben einer Münzsammlung von erlesenem Geschmack. Man spürt es förmlich in den Räumen, daß ein Weltenwanderer in ihnen zur Haus ist.

Aber wenn der Hochsommer mit seiner Schwüle über dem Agnetendorfer Tal brütet, ist Hauptmann eines Tages auf und davon, um am Ostseestrand Kühlung zu finden, und wenn dann die Tage kürzer, die Nächte rauher werden, sieht ihn plötzlich eine Großstadt in ihrer Mitte. Da läßt er in einem Konzert die ewig jungen Klänge der großen Komponisten auf sich wirken, da steht er in den Museen vor den Bildern der alten deutschen oder italienischen Meister.

Aber all das erscheint mir doch unwesentlich



Der junge Hauptmann

Nach einer unveröffentlichten Photographie



Der alte Hauptmann

Nach einer Lithographie von Hannes Avenarius
Im Verlage der Galerie Ferd. Möller, Berlin

dafür, wenn ich von Hauptmann als dem ewig Wandernden sprach. Nicht äußere Welten sind es, die heute noch ein wahrhaft Wandernder durchqueren kann; denn die gleiche Sensation hält Paris wie San Franzisko in Atem, und das gleiche Stück amüsiert das Publikum in Berlin ebenso wie in New York. Geistige Räume, Höhenschichten allein sind es, die wir Heutigen noch als unbetretenes Neuland durchforschen können, und das hat der Dichter Zeit seines Lebens getan. Der Wiesenstein in Agnetendorf, von dessen Schätzen ich schon sprach, offenbart es seinen Freunden, aber aller Welt ist es kund durch die Vielgestaltigkeit seiner Werke: Gerhart Hauptmann ist der Dichter, der nach immer neuen Formen ringt, der bei jedem Werk etwas Einzigartiges geschaffen hat, der aber auch, von keiner Form befriedigt, erklären durfte: „Man

kann ein und dieselbe Sache in so vielen Gestalten richtig darstellen, daß es schmerzt, sich für eine allein entscheiden zu müssen.“

Und das, was vor dreißig Jahren den zünftigen Literarhistorikern das größte Ärgernis war, daß man nämlich bei Hauptmann trotz aller vorliegenden Dichtungen nie wissen konnte, welcher Art seine nächste Schöpfung sein würde, daß er im besten Sinne des Wortes „unberechenbar“ war: heut wissen wir, daß es zu seinem Wesen gehört: immer etwas Neues gestalten zu müssen, an dem sich seine Kraft noch nie erprobt hat. „Die versunkene Glocke“ befremdete alle diejenigen, die in dem Verfasser der „Weber“ nur den Dichter des Umsturzes sahen, „Und Pippa tanzt“ blieb denen unverständlich, die in „Rose Bernd“ den Höhepunkt Hauptmannscher Kunst erblickten, und die buddhistische Weltentsagung, die „Indipohdi“ verkündet, schien vielen unvereinbar mit der unwiderstehlichen Leidenschaftlichkeit, die aus dem jungen Pfarrer Francesco Vela den Ketzer von Soana machte.

Hauptmann aber ging, unbekümmert um Lob und Tadel, seinen Weg, den Weg eines Menschen, der immer an sich und seinem Werk arbeitet, und der von sich sagen darf: „Ich will etwas, das von klein und groß ebenso unabhängig ist als von Gut und Böse.“

★

Lied — Liebe

*Leis ist mir was erklingen,
Doch leis ist mir's verrauscht,
Eh ich es wach gefungen —
Zu lang hatt ich gelauscht.*

*Zu zart wollt ich es fassen
Mit meiner Lippen Warm,
Heiß wollt sich's küssen lassen —
Nun ließ mich's stumm und arm.*

*Mein Lied, das ungefungen,
Es wiegt nun wo im Wind —
Ob sich das leicht entsprungne
Lieb je zurücke find?*

*Ach könnt mit einer Flöte
Ich's locken, leis und laut —
Ich küßt es, daß in Röte
Es bebt wie eine Braut.*

Grete Dittmann

Die Zweite

Stunde der Schlesischen Monatshefte

*findet im schlesischen Rundfunk am Sonntag, den 13. November, von
18,50—19,20 statt.*

Die Schriftleitung.



L. v. Kalckreuth: Bäuerin
Zeichnung

Graf Kalckreuths schlesische Jahre

Von Gräfin Bertha Kalckreuth

Wir haben die Gattin des Malers — als die intimste Beobachterin seines Schaffens — gebeten, jene Jahre zu schildern, in denen der Künstler schlesische Erde und schlesisches Bauerntum zu seinem Hauptthema wählte. Die Schriftleitung.

Wenn die Menschen von Schlesien und von der Schönheit Schlesiens sprechen, so denken sie immer an das Gebirge, an die Höhen und grünenden Täler, an die schäumenden wilden Gebirgswasser, an die kleinen Katen, die wie Schwalbennester an den Hängen festgeklebt erscheinen, an feierliche Ausblicke von einem Gipfel über rauschende Baumkronen hinunter in ein weites gesegnetes Land. Verborgene ist die unscheinbare Schönheit der ernsten Ebene mit ihren endlosen Kornfeldern, die wie ein silbernes Meer wo-

gen im Sommerwind, aus denen die kleinen Lerchen wie ein Jubelschrei aufsteigen in die blaue Luft.

Graf Leopold Kalckreuth kam im Jahre 1890, damals im Anfang der Dreißiger, nach Schlesien — in eine herbe Gegend. Sein Schwiegervater, Graf Yorck von Wartenburg, gab seinen Kindern ein Heim auf einem seiner Güter, Höckricht, in einem großen Landhaus, dem Inbegriff von Ländlichkeit. Aus den nicht großen Fenstern, an die im Wind die Weinranken schlugen und an die die Äste riesenhafter Kastanien vor dem Haus ihre schattigen Zweige drängten, sah man in den Viehhof, über Scheunen und Ställe, und alle Tageszeiten waren verbunden mit dem domestikalen, arbeitsam friedlichen Leben, das auf diesem großen Hof sich abspielte. Kalckreuth hatte die Kunstschule in Weimar verlassen, wo er fünf Jahre lang als Lehrer tätig war, aus seinem künstlerischen Gewissen heraus — weil die Leitung der Akademie seinen Anschauungen über die Freiheit der jungen Maler widersprach —, obschon er dort heimisch war schon von seines Vaters Zeiten her, der die dortige Akademie unter dem Großherzog Karl Alexander gegründet hatte, der sein Leben lang Kalckreuth und seiner Familie gütiges Interesse und Wohlwollen bewies.

Als Maler war er damals noch ziemlich unbekannt. Zwar hatte sein großes „Leichenbegängnis in Dachau“, das einige Jahre früher entstanden war, die Aufmerksamkeit, besonders die malerischer Kreise auf ihn gelenkt, aber es war, als ringe er noch um den ganz persönlichen Ausdruck, und seine Sprache zu finden, das war das große Geschenk, das ihm Schlesien gab.

Nach und nach, wie er diese stille Gegend von unendlicher einfacher Ländlichkeit lieben lernte, ging ihm ihre verborgene, geheimnisvolle Schönheit auf. Und wie nur jemand, der liebt,

wahr und innerlich sehen kann, so sah auch er Größe und Pathos der Menschen, die ihrer Heimerde nah und wie verschwistert, tiefen und einfältigen Herzens, wenn auch unartikulierte und unbeholfen, das große Leben ertrugen und erlebten — Geburt und Tod — Sorgen, Krankheit, Not — einfachste, kindliche, oft barbarische laute und bunte Lebensfreude. Ihr kleines Dasein hatten sie vertraulich dicht an den Tod gebaut. Rings um sie dehnte sich die unendliche Ebene mit blauen, zarten Bergkonturen am Horizont, aus den Äckern tauchten verstreut Kirchtürme auf und Dörfchen. Die uralte Landarbeit beherrschte ihre Tage, und im Alltag war der Abglanz höheren Seins, geheimnisvoll und wie ein Symbol, darin verborgen. Sie säten ihren Samen auf Hoffnung ins dunkle Erdreich, sie wurden durchnäßt von Regenschauern und ermatteten unter den sengenden Strahlen der Sommersonne, wenn sie im Mittag stand über den schattenlosen Feldern. Und immer wieder ging die Ernte feierlich und biblisch durchs Land. Ach, die Herrlichkeit, wenn die Felder so nach Korn und Brot dufteten und die schmalen Raine bestickt waren von bunten Feldblumen, die üppig wie Kränze um die Saaten blühten und flammten, blau und weiß und rot, wie ein Freudenschein. Und über die Straßen mit ihrem warmen Sommerstaub, der wie Goldwolken war in der Sonne, hingen mit roten, glänzenden Früchten die Kirschzweige tief herunter, und durch den warmen Staub gingen all die nackten Füße ihrer Arbeit nach; die schnellen Kinderfüße liefen den Weg zur Schule, und mittags und abends kam das Vieh herein, am Feierabend lange Reihen von



Leopold v. Kalckreuth: Die Fahrt ins Leben
Breslau, Museum der bildenden Künste

Pferden, auf denen die müden Knechte ritten und hinterdrein die Scharen der Frauen und Kinder. Wie vertraut und heimlich zugehörig erlebte man jede Jahreszeit, so daß sie einem wurden wie Schwestern — leise schritten sie Hand in Hand, so als ob sich ein goldener Ring um einen schlosse. Auch der Herbst war schön mit schnellen, wechselnden Wolken und lichter Luft; abends durch das Dämmern glühten die Kartoffelfeuer und kamen die späten Gespanne, die Kuhwagen der kleinen Leute mit den letzten Rüben. Dann wurden nach und nach die kleinen Dorffensterchen hell und man sah Laternen hin und her und in die abendlichen Ställe gehen, aus denen die Tierstimmen kamen und das Rasseln ihrer Ketten und ein warmer Dunst. Wie friedlich sind abends all die bekannten Geräusche, das Plumpen und Wasserholen, das Horn des Nachtwächters, der bald, fest gewickelt in seinen Schafpelz, geruhig im alten Schilderhaus schnarchen wird, das Bellen der Hofhunde — und dann ziehen langsam die goldenen ewigen Wächter am Himmel auf und funkeln über dem schweigenden Hof, das still gewordene Dorf, und tiefe Stille ist über der großen Ebene, bis früh am Morgen die Glocke zur Arbeit ruft und sie alle aus ihren kleinen Häusern kommen, und die Stimmen von Mensch und Vieh durch den frühen roten Morgen klingen.

Wie groß waren oft die Menschen und ihre Schicksale in den dürftigen kleinen Häusern; die Alten, die nicht mehr schaffen konnten und nun draußen saßen auf den schmalen Bänkchen und zuschauten, wie ihnen das Leben nun vorüberging, auch wohl die Scharen der kleinen Kinder betreuten und mit schlesischen Kraftworten erzieherisch dazwischen fuhren. Die Frauen alterten früh durch die schwere Arbeit und die vielen Wochenbetten ohne Zeit und Möglichkeit, sich zu pflegen. Aber rührend waren oft ihre verarbeiteten, versorgten Gesichter, manchmal voll schüchterner, unbeholfener Anmut über dem hohen mütterlichen Leib. Denn fast alljährlich kamen sie nieder und all das war stilles, unscheinbares und selbstverständliches Heldentum. Damals gab es unter den Alten noch uralte geheimnisvolle Gebräuche, deren Wurzeln sich wohl bis in alte heidnische Zeiten erstreckten; manche hatten auch das zweite Gesicht und waren näher mit den unerforschten Geheimnissen und Kräften der Natur vertraut. Wunderbare unheimliche Geschichten gingen noch unter ihnen um, und das Übernatür-



Leopold v. Kalckreuth: Auf dem Felde

liche glänzte wie ein verstecktes Kleinod durch die dumpfe Mühsal der Tage. Es gab in den Hütten viel Roheit, Laster und Leid, es gab aber auch verborgenes Leben mit Gott und Glauben, der Hölle und Tod überwand. Gott kennt sie alle, die die Welt nicht sah und die in Armut und Niedrigkeit, fern von Bildung, fern von Schönheit ihr schweres Leben lebten, arbeiteten und sich dann vertrauend hinlegten und den Tod ruhig eintreten sahen, und wenn er in schrecklicher Gestalt kam, sich nur fester an ihren Heiland klammerten. Gott kennt sie, die immer einen Zipfel seines heiligen Mantels in ihren treuen, schwieligen Arbeitshänden festhielten.

In diesem Land wurde Kalckreuth heimisch und unter diesen Menschen. Man hat sich oft erstaunt über ihn, auch wohl gespottet, daß er der Liebhaber des Häßlichen sei. Ja, schön — häßlich, das waren ihm nur Worte. Er sah durch verwitterte, garstige Züge ein menschliches Leuchten, er sah im Leib, der oft ein Kerker geworden war, die schöne lebendige Seele, die Gott dem Menschen einhauchte, als er ihn sich zum Bilde schuf. Was waren ihm dagegen die überkommenen Begriffe? Er sah die alten Frauen, verbraucht durch die Mutterschaft, gebückt unter der Last der Jahre und der Arbeit, die großartig wie Nornen vor den Häusern saßen am Abend, während schon ihr Abend in die große Nacht versank, und er fühlte ihr Leben brüderlich und in ehrfürchtigem Herzen. Ein Furor der Arbeit hatte ihn ergriffen. Intensiv erlebte er alles — er verstand das stumme Leben der Kreatur. Alles hatte eine Stimme und sprach zu ihm: Wolken und Winde, der kleine, träge, braune Fluß, der durch die Wiese schleicht, die großen Bäume vorm Haus, die ihre Kastanienblüten wie Kerzen zu einem fröhlichen Gottesdienst aufsteckten. Er ist unaussprechlich und geheimnisvoll der Erde nah in Einfalt und Tiefsinn zugleich. Vielleicht lebt niemand, dem so wie ihm alte Sagen, die Grimmschen Märchen so die eigene Sprache sind — Blut von seinem Blut; er gehört ganz selbstverständlich zu ihnen, alles ist ihm so ganz natürlich und so wunderbar zugleich. Er ist so ganz der deutsche Mensch. Es ist fast unglaublich, was er dort schuf in fünf Jahren die Arbeit eines Menschenlebens. Von früh an war er draußen; er kannte am sengenden Mittag keine Müdigkeit, er mußte die bleierne Schwere, das Spukhafte, Verzauberte der heißen Mittagsstunde malen. Sein Dämon führte ihn. Ein Fest waren Sturm und Gewitter, ein Geschenk die späten Stunden, in denen das Mondlicht mit dem Lampenlicht kämpfte, um das auf dem Altan alles versammelt saß; er erlebte alles in seinem begeisterten Malerherzen. Keiner fragte damals nach seinen Bildern und immer mehr wurden es im Atelier, das ein ländlicher Fest- und Tanzsaal war. Es war ein menschliches, schönes, würdiges Leben, dort wo in fruchtbare Weizenfelder gebettet weltferne, Gott sei Dank dem Lärm der Städte fern, das liebe kleine Dorf liegt, über das am Abend die Schwalben hin und her flitzen und aus den Scheunen heraus der Takt des Dreschens klingt — und auf der Dorfstraße mit all den Gänsen und Enten, Hühnern und Tauben und Kindern dazwischen ist's laut von Leben. Abends saß Kalckreuth unter dem Weindach auf dem Altan vor dem Haus und spielte seinen Kindern alte Volkslieder auf der Harmonika. Da kamen, wenn die schmale Mondsichel über den Scheunendächern stand, die Leute oft herzu und saßen zuhorchend auf den steinernen Stufen, sangen wohl auch glücklich mit ihren alten, schrillen, lieben Stimmen. Ach, viel konnte man von ihnen lernen. Jetzt schlafen die Alten von damals alle auf dem kleinen Friedhof vorm Dorf, der tief in den Feldern liegt. Über seinem Tor steht: „Eingang zur Ruhe“. Da ruhen sie von ihrem Leben, das Mühe und Arbeit war, nach den Worten des großen Psalms — und man

ist so recht zu Haus' zwischen diesen stillen Hügeln. Doch denke ich, diese Christenseelen fanden noch mehr als Ruhe. Da ist nun die edle Saat für die große Ernte eingesenkt, und rings um die Schläfer blühen und reifen die Felder, denen ihre Lebensarbeit galt, durch die sie schon in Reihen gingen als Kinder, mit leichten Füßchen das Unkraut auszustechen, und später oft schon mit schweren müden Gliedern ihrer Arbeit nach. Im Frühling klingt der Ruf des Pirols und des Kuckucks vom „Püschel“ herüber (so heißt der Rest eines kleinen Wäldchens) über ihre Ruhestätte und sagt, daß es noch einmal grün ward, und duftende, milde Luft weht über der alten Erde. Und in der Sommerhitze zirpt unaufhörlich der schrille Ruf der Grille herüber aus dem reifenden Haferfeld, und dieser spitze Klang ist so tief verwandt den zitternden spitzen Ähren. Wenn es dunkelt, tönt der traurige Ruf der „faulen Magd“ aus dem Getreide — so heißt der Wachtelkönig —, und wenn es herbstet, schreien die Kibitze ihr „Kiwitt“ über das dunkle Land, und nachts rufen schauerlich die Eulen. Aber an den langen Sommerabenden kommen die müden Mütter mit ihren Gießkannen aus dem Dorf und tränken das Grün, sie „derfrischen das Kräutig“, unter dem die vielen kleinen Kinder schlafen.

Wenn die Tage still gleiten einer wie der andere und so die Wochen und so Monde- und Jahreszeiten ihren feierlichen Gang gehen, ist's, als ob der Wandel nicht schmerzte, als ob alles ein heimliches Tauschen wäre. Welch wunderbaren Frieden hatten oft die Novembertage, wenn die goldene und bunte Pracht des Oktobers verloht war — Himmel und Erde zerfließen in



Leopold v. Kalckreuth: Die Wolke
Karlsruhe, Museum

eins am Horizont, untrennbar, mit dem matten Glanz einer Perle. Nichts ist mehr feindlich geschieden; wie in einem leisen wunderbaren Wohlklang löst eines das andere ab — Sommer und Winter — Jugend und Alter — Leben und Tod — und alles ist wieder so untrennbar verschmolzen. Es sind die Zeiten, in denen sich eine wunschlose Ruhe über die Seele legt. Und die Winter waren schön, die Welt wie aus blauem Kristall, funkelnd, leuchtend, die weißen Bäume wie aus einem Zauberland, Schneewehen überall und die Häuschen wie verkrochen in den Schnee. Vermummt kommen die Menschen heraus; die Alten am Stock sehen, wie die schwarzen Krähenschwärme unter dem kalten blauen Himmel hungernd der Heide zufliegen, und meinen, sie bringen neue Kälte, „da kommen die Handschkenmacher“ sagen sie. Feierlich still ist's in der kalten Welt, rotglühend geht die Sonne zur Ruhe über der weißen Ebene, und ein herrlich leuchtendes Farbenspiel mit purpurnen, rosa Wölkchen ist am türkisenen Himmel, bis dann funkelnd die Sterne herauf ziehen. Am Tag ist Lärm und Seligkeit der Kinder, die verpackt sind mit farbenfreudigen Kopftüchern und „Stützel“ und „kascheln“ auf den kleinen gefrorenen Dorfteichen, die jeder Schlesier „Luschen“ nennt. Beneidet ist, wer ein Paar Schlittschuhe zu eigen hat. Aber meist muß der Glückliche einen verleihen und mit großer Fertigkeit nur auf dem einen herumgleiten und sich mit dem anderen Fuß abstoßen. Solche Weihnachtsfeste wie damals in Höckricht, wirklich erfüllt von der Seligkeit der Christnacht, gibt's wohl nicht mehr. Ach, schön waren die Feste dort, so rührend genossen, so wahrhaft gefeiert. Lätare kamen die Kinder noch singend an die Türen, den Winter auszutreiben. Ostern holten die Alten noch das Osterwasser, wobei man ganz stumm sein muß. Und der „Weezekranz“ — das Erntefest — was war das für ein wichtiger, festlicher, feierlicher Tag! — Alles versunken, aber unvergeßlich, und Duft und Klang solcher Tage verläßt einen nicht mehr. Und dies Leben, patriarchalisch einfach, aber wie irgendwie nahe mit dem Himmel verbunden, lebte und malte Kalckreuth. In späteren Jahren wurden diese schlesischen Bilder sehr gesucht und sehr bewundert; es liegt ein Glanz über ihnen. Durch das Handwerkliche der Arbeit, durch die Farbe sieht die Liebe einen an, die dieses Land und seine Menschen erkannte, die durch die äußere Gestalt hindurch das Unwirkliche und Unfaßbare fühlte, das diese ausdrückt. Wo man liebt, muß man den Menschen und den Dingen ihr Geheimnis lassen und ehrfürchtig sein vor dem anderen Wesen. Ehrfurcht ist das, was man aus Kalckreuths Bildern lebendig spürt. Wie in diesen Bildern Mensch und Tier so eins sind, sich geheimnisvoll verwandt, wie ein Ewiges, Wesentliches fühlbar ist in der vergänglichen sichtbaren Gestalt — das ist herrlich. In dem Bild vom Regenbogen, das in Münschen in der Staatsgalerie hängt, wie neu und jauchzend atmet da die erfrischte Erde, wie hat Gott wirklich tröstlich seinen Bogen in die Wolken gesetzt, wie unter seinem Schutz hilflos irdisch und doch voll Sehnsucht und dem Licht zugewandt stehen Mutter und Kind auf ihrem verregneten Gartenweg. Man meint zu riechen, wie nun die Frühlingsblumen stärker duften und hört die schüchternen kleinen Vogelstimmen selig nach dem Gewitter. Und die silbernen Erntebilder und die Bilder der Leute bei der feierlichen Landarbeit mahnen immer an das Wort: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist“, das sich so sichtbarlich in ihrem Leben erfüllt. Etwas Gottesdienstliches hat die einfache Arbeit dieser Menschen, wenn man sie recht versteht, wie das Brot, das sie erarbeitet, gehütet vom ersten zarten Keim an, der schwach und stark zugleich

den schwarzen mütterlichen Boden durchbricht und sich ans Licht ringt, gleichsam etwas Sakramentales hat. — So malte Kalckreuth seine Bilder; es kommt ihm nur auf das Wesentliche an, auf den lebendigen Kern. Und so gesehen, gibt es alle von Menschen gemachten Unterschiede nicht mehr, von hoch und niedrig, schön und garstig. Er sieht auch in der stummen Kreatur, die nach dem großen, tiefsinnigen Wort Pauli sich mit uns sehnt, in der Schöpfung, die ihm herrlich ist „wie am ersten Tag“ und deren stille Stimme er in ehrfürchtigem Herzen aufnahm und verstand, die lebendige Seele.

Während ich diese ungeschickten Zeilen niederschreibe und mein altes schlesisches Herz wie immer voll Heimweh und Sehnsucht ist, erklingt in mir ein einfaches altes Liedchen:

„... O wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein, was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang, die den Herbst und Frühling bringt,

Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang das jetzt noch klingt?!“



Szalinsky: Prinzessin

Figur für ein Kasperletheater

Schülerarbeit der Warmbrunner Holzschnitzschule, die am 7. November ihr 25 jähriges Bestehen feiert



Phot. Damerau

Abb. 1. Blick von der Burgstraße auf die Sandinsel
Der Blick wird durch eine häßliche Mietskaserne empfindlich gestört

Vom „häßlichen“ Breslau

Von Franz Landsberger

Der Schreiber dieser Zeilen hat sich so oft mit dem schönen Breslau beschäftigt und für seine Anerkennung geworben, daß er auch einmal das „häßliche“ Breslau behandeln darf, ohne gleich für einen Mäkler gehalten zu werden. Dabei möchte ich nicht einmal jene ganze, sterile Bauperiode des späten 19. Jahrhunderts betrachten, die uns mit den ödesten Straßenzügen beschenkt hat. Derlei haben schließlich alle deutschen Großstädte zu erleiden gehabt, und es läßt sich in absehbarer Zeit auch nicht ändern. Wichtiger ist es, auf jene Punkte den Finger zu legen, die schon heute verbesserungsfähig sind, und davon sollen im Folgenden ein paar Proben gegeben werden.

Einen der schönsten Blicke auf das alte Breslau bietet die Burgstraße an der Oder in der Nähe der Universität, da wo das Auge über den Strom hinweg nach der Sandinsel schaut. Dort stehen noch in malerischer Lagerung — denn das regelmäßige Schema der Kolonistenstadt hat die Inseln niemals berührt — die alten Giebelhäuser, zum Teil mit Fachwerk versehen, und über dem Gewimmel erhebt sich massig der Turm der Sandkirche. Aber ein Teil des Blickes ist leider verstellt, weil eine vierstöckige Mietskaserne häßlichster Bauart dorthin gepflanzt ist (Abb. 1). Bietet sie sich nun noch in so ungepflegtem Zustande dar, mit abbröckelndem Bewurfe, wie ihn leider eine große Anzahl Breslauer Häuser zeigen, so entsteht an dieser wichtigen Stelle, zu der gewiß mancher Fremde geführt wird, der Eindruck der Barbarei und der Verwahrlosung. Um wenigstens anzudeuten, wie sich der Blick präsentieren würde, wenn jenes Bauwerk fiel, bringe ich daneben eine Ansicht, die von dem Hause der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur auf der Matthiaskunst genommen ist (Abb. 2). Hier sieht man



Phot. Damerau

Abb. 2.

Wie der Blick auf die Sandinsel ohne diese Mietskaserne aussähe
Die Photographie ist von der Matthiaskunst aufgenommen

die alten Häuser, welche von jener Mietskaserne verdeckt werden, sieht man in künstlerischer Vollendung, was sich heute nur fragmentarisch darbietet.

Um daran anschließend eine weitere Verschandelung des alten Breslau zu behandeln, wähle ich den Blick in eine der alten Gassen, welche sich in Krümmungen um das gerade Schachbrettmuster der alten Innenstadt legen. Es ist ein Stück der Altbüßerohle, von der Schuhbrücke aus betrachtet (Abb. 3). Ich rede nicht von dem Steinhafen, der ja wohl nur vorübergehend dort seine Stätte gefunden hat. Wohl aber von der Vollstellung mit Laternen, unmöglichen Telegraphenstangen, an denen Plakate hängen, und den beiden — warum gleich zwei? — häßlichen Litfaßsäulen. Die Stille einer solchen alten schmalen Gasse wird dadurch völlig zertrümmert und ebenso auch der räumliche Eindruck, der hier durch ein Leerlassen gewonnen werden könnte; statt dessen sieht man eine Anhäufung von Geschmacklosigkeiten, die einen verdrießen.

Eine dritte und letzte Probe: die Gestaltung des Sonnenplatzes (Abb. 4). Der Platz, ein Produkt der allzu schnellen Ausdehnung Breslaus im 19. Jahrhundert, ist an sich schon von seltener Formlosigkeit, dazu umgeben von reizlosen Baulichkeiten. Aber man kann einen solchen Platz durch geschickte Regie verschönern, zum mindesten stiller halten. Wie aber hier die großen Beleuchtungskörper im Jugendstile, die Masten der elektrischen Bahn — auch sie erschrecklich verziert — die Litfaßsäule und — sit venia verbo — die Bedürfnisanstalt herumsteht, das sieht aus, als wäre gerade großes Aufräumen, wo alle Möbel von ihrem richtigen Platze gerückt sind und unordentlich im Zimmer herumstehen.

Von diesen Breslauer Bedürfnisanstalten wäre überhaupt ein Wörtchen zu reden. Sie spielen im Stadtbilde eine geradezu dominierende Rolle; dabei sind sie fast alle von einer nicht zu überbietenden Scheußlichkeit. Auf dem Christophoriplatze — wie schön könnte die Umgebung dieser dorfartig-traulichen Kirche sein — stehen gleich zwei davon, und wenn man von der Gartenstraße zum Bahnhof eilt, hat man solch eine Anstalt zu passieren, der man vor einiger Zeit einen grotesken Anstrich in Blau und Rot gegeben hat, scheinbar um die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Ich verstehe nicht, warum man an diesem Platze überhaupt ein solches Gehäuse braucht, da doch im Inneren des Bahnhofes dergleichen genug vorhanden. Der formlose Bahnhofplatz ist ja schon ohnedies mitsamt seinem „gotischen“ Gebäude eine finstere Angelegenheit, die man nicht noch weiter verdunkeln sollte: es ist doch schließlich das Entree der Stadt, von dem der Fremde auf das übrige schließt. — Ich könnte die Zahl solcher Sünden natürlich noch weit vermehren, aber ich hoffe, das Gesagte genügt. Es werden im Augenblick allerlei Pläne gewälzt, Breslau



Phot. Damerau

Abb. 3. Blick in die Altbüßerohle

Der schöne Hohlraum der gebogenen Gasse ist vollgestellt mit Telegraphenstangen usw.



Phot. Damerau

Abb. 4. Der Sonnenplatz mit seinen unschönen Masten, der Litfaßsäule und Bedürfnisanstalt

eine große Ausstellung zu geben, um die Fremden herbeizulocken. Und da just unser leitender Baurat die Idee dieser Ausstellung propagiert, so mag er zugleich darüber wachen, daß nicht nur seine Ausstellung, sondern das ihm unterstellte Stadtbild von den zureisenden Fremden mit Wohlgefallen betrachtet werde. Denn Ausstellungen sind eine vorübergehende Sache, aber eine Stadt ist etwas Bleibendes und muß darum mit noch viel größerer Sorgfalt bedacht werden. Und vor allem unser schönes, noch vielfach verkanntes Breslau.

*



Phot. Bruno Zwiener

Industriellandschaft

Glückloses Land, das sich der Sonne schämt,
Die grell die Schwären deines Leibs enthüllt,
Du kehrst dich ab vom Licht und schweigst ver-
Da es dich niemals mit Genesung füllt! [grämt,

Nun aber blühst du, von der Scham befreit,
Auffunkelt deiner Seele Schöpferpracht,
In Feuerbächen jäh entstürzt dein Leid,
Von deinem Herzblut rötet sich die Nacht!

Verrußter Wälder Schatten hüllt dich ein
Und der Fabriken schwere Wolkenlast,
Bis dich die Nacht erlöst von trüber Pein
Des Krüppels, der die pralle Sonne haßt!

Die Dämm'ung kommt mit zagem Vogelruf,
Schon bückt der Tag sich deinem offenen Sarg,
Der Traum erlosch, den dir das Dunkel schuf,
Von einem Leben, zauberhaft und stark!

Rudolf Fitzek (Kattowitz).

Vier Schlesier über Amerika

Von Eugen Kühnemann

Bruno Dietrich: „U. S. A. Das heutige Gesicht.“ 150 S. Ferdinand Hirt in Breslau. 1925.
Hans Christoph Kaergel: „Wolkenkratzer.“ 182 S. Ostdeutsche Verlagsanstalt. Breslau. 1926.
Alfred Kerr: „Yankeeland.“ 206 S. Rudolf Mosse, Buchverlag, Berlin. 4. bis 6. Auflage. 1925.
Arthur Rundt: „Amerika ist anders.“ 152 S. Volksverband der Bücherfreunde. Berlin.

Es gibt eine Ahnung von dem Strom deutscher Menschen, die seit Ende des Krieges Amerika besuchen und es verstehen und deuten wollen, daß unter den vielen Amerikabüchern der letzten Jahre nicht weniger als vier von Schlesiern geschrieben sind. Untereinander sind sie sehr verschieden. Jedes einzige unter ihnen bedeutet eine eigene Art und Möglichkeit der Auffassung. Die wohlgeschulte erdkundliche Wissenschaft spricht in dem Büchlein von Bruno Dietrich. Der deutsche Dichter erhebt — ein neuer Lenau — seine Stimme auf den Seiten von Hans Christoph Kaergel. Der Hauptvertreter des souveränen Feuilletons versucht seine schillernde Kunst an dem großen Gegenstande des Amerikalandes in den fliegenden Blättern von Alfred Kerr. Endlich wirft Arthur Rundt die vielen, vielen lebendigen Bildchen hin, die alle in den Eindruck zusammengehen: Amerika ist anders. Die Flut der Bücher über Amerika spiegelt eine der bedeutsamsten Tatsachen im Seelenleben der Gegenwart. Der Sieg im Weltkriege hat das große Land vor den Augen des europäischen Menschen zum ersten Mal als eine wirkliche Persönlichkeit neuen Eigenlebens abgezeichnet. Mit dem schnellfertigen Spott, mit der hochmütigen Ablehnung, mit der herablassenden bedingten Anerkennung ist es vorbei. Zu gewaltig hat das junge Land seinen Fuß auf den Weg der Weltgeschichte gesetzt und ist auf ihm der Führer geworden. Die Völker erschrecken, sie horchen auf, sie staunen. Ein großes Rätsel ist aufzulösen, die führende Macht im äußeren Leben des westlichen Kulturkreises will verstanden sein. Das Tor zu einem neuen Abschnitt der Weltgeschichte hat sich aufgetan — Amerika steht an der Pforte. Das Knistern der in schneller Folge sich überstürzenden Blätter über das einst so ferne Land, das nun in jedes europäische Haus gegenwärtig hineinspricht, ist das Säuseln in den Baumwipfeln, die den Hauch neuer Lebensstürme ahnen. So sehr vollzieht sich in den unzähligen einzelnen dasselbe große einheitliche Leben. Viel Unzulänglichkeiten laufen unter. Bei manchen redet vielleicht auch der Geschäftssinn, der die neuen Gewinnmöglichkeiten im Namen Amerika wittert: das wäre dann eine neue eigenartige Form von Amerikanismus in Europa. Von unsern vier Schlesiern aber darf man sagen, daß sie sehr wohl bestanden haben, und daß es lohnt, ihren Worten zu lauschen.

Das Buch von Bruno Dietrich unterscheidet sich von den drei anderen dadurch, daß es nicht in der Weise des Schriftstellers oder Dichters eine neue kühne Deutung versucht, sondern als das Werk eines streng geschulten Wissenschaftlers Tatsachen reiht und sie zahlenmäßig belegt. Es sagt in seinen Gesichtspunkten dem, der Amerika kennt, vielleicht kaum etwas neues, aber überall gibt es statt der allgemeinen Vorstellungen die genauen Zahlen des statistisch erfaßten letzten Bestandes. Dadurch wird es gerade dem Kenner wichtig — es ist ein vorzüglich unterrichtendes, ungemein belehrendes Buch. Es gewinnt an Lebendigkeit durch die glückliche Anordnung. Lauter selbständige kurze Aufsätze werden gegeben, jeder behandelt ein anderes Stück Amerika, alle zusammen genommen ergeben wirklich etwas wie eine Gesamtanschauung.

Das Ganze ist wesentlich Wirtschaftsgeographie und läßt uns in Quell und Ursprüngen die gewaltige Wirtschaftsmacht begreifen, die Amerika für die Welt bedeutet. Wir erhalten nicht zu so vielen früheren einen neuen Hymnus über New York, sondern verstehen aus den Bedingungen die unvergleichlich günstige Hafenlage. Ebenso begreifen wir die Wirtschaftsmöglichkeiten von Chicago, die Großtat von Salt Lake City, den größten Binnenhafen der Welt in Duluth, die so besondere Wirtschaftsgestalt von Kalifornien und gar von Arizona, das Baumwollland des Südens. Überaus belehrend wird die Entwicklung des alten Farmerlandes zum Lande der Großstädte dargestellt. Der Aufbau des amerikanischen Volkes aus den Bevölkerungen der alten Welt wird mit seinen schweren Rassenproblemen durchleuchtet und der sterbende Indianer (der übrigens nicht stirbt, da er seit 1900 seine Zahl von 270000 Köpfen auf 340000 im Jahre 1925 vermehrt hat) in einer seiner kleinen Niederlassungen besucht. Die wirtschaftsgeographische Bedeutung sowohl der Eisenbahnen wie des Fordwerks tritt sprechend hervor. Zusammen bewältigen sie das Verkehrsproblem des ungeheuren Landes. Auch über die Niagarafälle hören wir nicht verzückte Gefühlsausbrüche, sondern die klare Darlegung der hier gebundenen oder noch zu bindenden Wirtschaftskräfte. Die Bildchen, Karten und sehr geschickt verdeutlichenden Diagramme hat meist der Verfasser selber hergestellt. „Das heutige Gesicht“ soll festgehalten werden, d. h. der Gegenwartsstand der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, bevölkerungs- und verkehrspolitischen Fragen. Das richtige Fieber der Amerikanisierung glüht in dem Abschnitt über Florida. Hier findet sich ein niedlicher Irrtum. „Florida steht heute im Zeichen des ‚boom‘, was etwa Terrainspekulation im größten Stil bedeutet.“ Nein, das bedeutet „boom“ nicht. Boom bedeutet das plötzliche Emporschnellen einer Sache, die bis dahin wenig beachtet wurde, zu ungeahnter Wichtigkeit unter Lärm und Anteil der breitesten Öffentlichkeit. Man boomt eine Sache, indem man sie mit allen Mitteln, etwa auch denen der wildesten Reklame, der Öffentlichkeit aufzwingt. Bruno Dietrich ist in seinem Amerikabuch ein zuverlässiger Lehrer genauen und umfassenden Wissens.

Der Wissenschaftler unternimmt gar nicht, von den nachweisbaren Tatsächlichkeiten des amerikanischen Arbeitens den Schritt zu wagen in die verborgene Kraft, die sie hervortreibt, zur Seele oder zum Geiste Amerikas. Das eben ist die Überzeugung, die in uns stärker und stärker wird — daß es etwas Derartiges gibt, einen vom europäischen und insbesondere vom deutschen verschiedenen amerikanischen Geist, und daß Amerika erst verstanden wäre, wenn man diesen Geist ergriffe. Die Wissenschaft im engeren Sinne des Wortes erschrickt vor einer solchen Aufgabe. Sie ruft nach dem Dichter, nach dem Schauenden, nach dem, der, in den Erscheinungen lebend, sie in ihrer Seele erfaßt. Um dieses hohe Ziel sind die drei anderen Schlesierbücher mit verschiedenen Mitteln und Kräften bemüht. Kaergels „Wolkenkratzer“ ist das Aufstöhnen einer deutschen Dichterseele unter dem Alpdruck dessen, was man heute Amerikanismus nennt. Dieser Amerikanismus wird als das Bild des gegenwärtigen Amerika gezeichnet und hat kaum bisher eine so durchgeführte Schilderung gefunden. Es sind lauter kurze tagebuchartige Aufzeichnungen, und bänger und bänger ächzt in ihnen die Not der Seele. Die Landung, die Einwanderung, die Träneninsel, die Straße — dies ist nicht, wie man sagt, ein junges Volk, diese Menschen sind alle gestorben — „lebende Leichname, die die Bewegung im rasenden Tempo weiterleiten und nur darauf bedacht sind, immer neue Räder in diese Maschine zu bauen“. New York ist „reif zum Ab-

fallen“. „Ersterbende Nüchternheit“ — „es ist alles ohne Seele“. Von den Negern heißt es: „In ihren Gesichtern liegt eine unendliche Trauer“. „Überall haben sie den gleichen traurigen, stumpfen Blick.“ (Hat Kaergel wirklich nichts von der übersprudelnden Negerfröhlichkeit gesehen?) Von den Wolkenkratzern: „Es blieb immer die kalte Wand. Ich fand kein Gleichnis mehr. Ich suchte in mir nach neuen Bildern“. „Der Mensch ist ausgestorben, die Menschheit ist geworden.“ „Die Stadt heißt Babel.“ Die Hitzewelle: „Ich bin wie ein Stück einer träge gewordenen Maschine, ein aufgezogener Apparat, der von selbst sich weiterdreht“. Coney Island — dort zieht ein Dampfer. „Er zieht wie eine Sehnsucht in ein Land, das noch Jugend kennt.“ Amerikanismus. Hier steht ein sehr verräterisches Wort. „Ja, es ist wahr, eigentlich bin ich schon mit abgeschlossenem Urteil ans Land gekommen.“ „Der Mensch ist gestorben. Die Menschheit regiert. Die Menschheit ist kein Begriff mehr, sie ist Gestalt. Alle Formen, die der Mensch schuf, sind unpersönlich geworden. In alles preßte sich ein die Masse, der Staat, die Menschheit.“ (Was soll hier nur der „Staat“?) In allem und allem wird die Bestätigung des Grundgedankens gefunden: Nur bei einigen deutschen Amerikanern atmet die geängstete Seele des verschüchterten Dichters auf. Wie gönnt man den Trefflichen, denen gegenüber wir Deutsche so schwere Schuld der Vernachlässigung und Verkennung tragen, jedes herzliche Wort. Wie bewegt es das Herz, alte geliebte eigene Freunde in so lebenswürdiger Gestalt beschworen zu sehen! Aber auffallend ist es doch, wie der weltrichterliche Kritiker, der Amerika mit Skorpionen züchtigt, die deutsch-amerikanischen Unternehmungen in ihrer Bedeutung überschätzt. Auch sollte er Margarete Cronau, der er das so sehr verdiente Ehrenmal errichten will, nicht ihren ehrlichen Namen entstellen und sie Margarete Gronau nennen. Kaergels Buch ist das Werk eines Deutschen, dem es völlig unmöglich war, zu Amerika ein Verhältnis zu gewinnen, und der mit Entsetzen dem Eindruck der Außenseite amerikanischen Daseins erlag. Aber auch solche Bücher sind nicht ohne Bedeutung und finden ihre Leser — unter denen nämlich (und es sind so viele), die drüben enttäuscht sind, denen es nicht gelang, und die darum Amerika sehen, wie Kaergel es sieht.

In völligem Gegensatz zu dem Amerikabilde Kaergels steht das Buch von Alfred Kerr. Es schwelgt in der Fülle und Kraft des Amerikalebens, und offenbar ist es der Zug einer großen natürlichen Liebe, der den eindruckshungrigen Verfasser zum dritten Mal ins Yankeeland gebracht hat. Es war ihm diesmal um das Ganze zu tun. So schwang er sich vom geliebten New York aus über Washington und New Orleans, Arizona, den Grand Canyon, Los Angeles, San Diego, San Franzisko, Portland (Oregon), Seattle, Salt Lake City, den Yellowstone Park, Chicago und Boston in gewaltiger Bogenlinie rings um und durch das Land, überall gleichmäßig entzückt, überall mit einem Wohlgefühl wie das des Seelöwen auf dem Riff im Stillen Ozean, das er so anschaulich beschreibt. Wer alles, was in diesem Buche vorkommt, und darüber hinaus noch sehr viel mehr von Amerika selber kennt, für den ist es in vielen Teilen ein sehr hübsches Erinnerungsbuch. Ob es auch dem Unkundigen zutreffende Bilder gibt, dürfte zweifelhaft sein. „Das Wort bemüht sich nur umsonst, Gestalten schöpferisch aufzubauen.“ Es ist ein richtiges Literatenbuch, zunächst in einem sehr hohen Sinne des Wortes; denn hier spricht ein reiches und bewegtes Leben, dessen ganze Leidenschaft darin gesammelt ist, sich selbst unendlich zu genießen, indem es die bunten Erscheinungen der Welt ins Wort faßt — nicht eigentlich sie

als Sprache wieder auferstehen läßt. Denn es entspringt hier nicht wie bei den großen Schriftstellern ein eigenes, in sich lebendiges, atmendes Sprachleben. Es bleibt alles flimmerndes Gesprüh. Das Wort ist der belichtete Stein im Kaleidoskop, nicht das lebende Blatt am lebendigen blühenden Baum. In diesem eingeschränkten Sinne ist die Ausdruckskraft der Kerrschen Worte außerordentlich. Aber es bleibt ein Literatenbuch auch darin, daß es in schneller Vorbeifahrt im wesentlichen nur den Außenschein der Bildlichkeiten erhascht. Kerr selbst freilich scheint der Meinung zu sein, er entdecke hier als der erste die wesenhafte Seele Amerikas. Aber wenn er törichte Vorurteile hinter sich läßt, so spiegeln seine wenigen Bemerkungen doch nur die Überwältigung durch den großen Zug und Schwung amerikanischen Lebens, die jeder Empfängliche bei der zweiten und dritten Reise in sich erfährt. „New York ist nicht Amerika“ — das ist drüben ein Gemeinplatz, den man immer wieder hört. Wenn Coolidge zu dieser Bemerkung lächelte, so nicht, weil sie ihm gefiel, sondern weil er sich über die Unschuld des Besuchers wunderte, der damit etwas Neues zu sagen meinte. Natürlich kann genau mit demselben Rechte gesagt werden: New York ist Amerika. Der alte Hegel war wirklich nicht dumm. „Gestern über die Grenze — nach Mexiko. Zum ersten Mal in der sagenhaften Heimat bewaffneter Verschwörungen durch Minderbegabte — was einen Deutschen pietätvoll an Bayern denken läßt.“ Da General Washington in seinem Hause zu Mount Vernon einen Stich nach dem Werther besitzt, wird bemerkt, daß er also eine zartere Seele und nicht ein massenmordender Kommis-knote war. Noch niemals hat irgendwer Washington für einen massenmordenden Kommis-knoten gehalten. Hier scheint also ein Vergleich beabsichtigt zu sein. Welcher? Es ist betäubend, solche Sätze in einem deutsch geschriebenen Buche zu lesen.

Weniger anspruchsvoll, aber viel reicher an Gehalt, auch im echten Sinne des deutschen Wortes weit geistreicher ist das Buch von Arthur Rundt: „Amerika ist anders“ — anders als Europa und anders, als wir es uns vorstellen. Es ist eine neue Art Buch und Literatur. „Das Bild Amerikas wird hier in viele kleine Punkte zerlegt, helle und dunkle.“ In scheinbar wahlloser Folge lauter meist kurze Aufsätze, oft mit sehr bezeichnenden Bildchen versehen, die leise (oder laut) das Zerrbild streifen. Jeder Aufsatz ein scharf und sicher gefaßtes Bild amerikanischer Daseinsweise. Die vielen Bilder überschütten uns mit einem Wirbel amerikanischen Lebensstrudels, amerikanischer Lebenskraft, amerikanischer Lebenslust. Auf eine Generalformel wird bewußt verzichtet. Wir werden hineingeworfen in diesen brodelnden Kessel, bis es uns aufblitzt, wie das amerikanische Hirn anders geschaltet ist, Widerstände anders gruppiert sind. „Daher ist der Effekt an Stromstärke und Spannung ein anderer.“ Ein unendlich erlebnisfroher, erlebnisfähiger, mit allen Organen lebensaugender Mensch spricht, unendlich direkt in der Wiedergabe, ganz dem Sachlichen hingegeben, ohne eine Spur der eitlen Selbstbespiegelung, aber sicher im Sehen und im Urteil und in aller Schlichtheit und Selbstverständlichkeit lebensklug. Es ist unmöglich, Einzelheiten zu geben. Die Titel sprechen: der Rausch des Amerikanismus, Religion des Tumults, Radio, Sparsamkeit als Idealismus, Inschriften, Fordismus, Mensch und Boden, Henrys letzte Kette, Ku-Klux-Klan, vom amerikanischen Girl (sehr klug und verräterisch vielwissend), der Neger in Amerika, Cafeteria als Symbol, Salesmanship oder die Kunst des Verkaufens, der größte Dollar der Vereinigten Staaten, Jazz, Alkohol, Auto und Liebe, der Straßenzahnarzt in Chicago usw. Schließlich sind es dennoch zwei Züge, die

immer deutlicher werden. Aber sie werden uns nicht aufgedrungen, sie lösen sich uns von selber aus den Bildern. Die Vernunft, die weder Überlieferung noch Vorurteile binden, wird dort schöpferisch in einer Freiheit, die Europa nicht kennt. „Amerika, du hast es besser.“ Und die Vernunft ist zwar nicht Vernunft der Masse — wie wäre das möglich? Aber sie wirkt für die Masse und schafft ein Massenleben einheitlicher Bedingungen für die Emporentwicklung jeder wirklichen Kraft. Amerika bedeutet ein Ganzes des gestaltenden Lebensgedankens. Und es ist jung, aber es wird älter werden.

Dietrich gibt wertvolle und sichere Belehrung, Kaergel schönes Mitgefühl mit einer zarten Dichterseele, Kerr vergnügte und angeregte Stunden. Aber das Buch von Rundt sollte jeder lesen.

Als am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Herrgott erkannte, daß die europäische Menschheit alle ihre Möglichkeiten verspielt hatte, ließ er vor ihr das riesige Eiland emporsteigen zwischen den beiden Ozeanen und sprach: nun fangt noch einmal an. So begann das, was für lange das größte Heldengedicht neuerer Zeiten bleiben wird: die Eroberung eines neuen Weltteils für den westlichen Kulturgedanken. Gleiche mit Gleichen, losgelöst von den feudalen Unterscheidungen der alten Welt, traten die Siedler in den Kampf um eine neue Erde. Es war das Land der weiten Räume, der reichen natürlichen Hilfsmittel, der wenigen Menschen, ein Land daher der unerschöpflichen Möglichkeiten für jede wirkliche Kraft. Daher der große Schwung und die gewaltige Tatkraft im amerikanischen Wesen, die große Gläubigkeit, die in die Zukunft hinausschaut als auf eine immer noch steigende Welle des amerikanischen Glücks, daher die unbezähmbare Vaterlandsliebe, welche Liebe der Zukunft und der Idee Amerikas ist, der Idee einer besseren Menschheit, die aus den Bestandteilen der alten Völker im Lande Gottes werden soll. Das amerikanische Leben ist in seinem Kern reich an religiösen Kräften eines starken praktischen Idealismus. Daher endlich im Verkehr der Menschen untereinander der Ton der frohgelaunten Brüderlichkeit, die das Leben mit aufrichtiger Herzensfreundlichkeit erfüllt. Nirgends gilt mehr als dort der Mensch nur als der Mensch, der er ist. Die tausend Scheidewände zwischen den Menschen fehlen. Nirgends sind es mehr als dort die moralischen Kräfte, die zuletzt allein zählen. Aber alles Lebendige trägt an sich selber seinen eigenen Widerspruch. Die hemmenden Kräfte ererbter Vornehmheit fehlen. Die Werte der reinen Geistigkeit ringen schwer um Anerkennung, wo die Überwindung der äußeren Welt alle beste Kraft an sich zieht. Hohe Preise des Daseins sind verhältnismäßig leicht erreichbar, weil bei den wenigen Mitbewerbern jede Kraft — oft über Gebühr — geschätzt wird. Die Leistung, die sich in Geld messen läßt, erscheint leicht als das einzige Ziel, obgleich es völlig falsch ist, die Dollarjagd für das Wesen Amerikas zu erklären. Das Ziel des Amerikaners ist nicht, den Dollar zu jagen, sondern den Dollar großartig auszugeben. Die Großartigkeit liegt in dem freigebigen Spenden für öffentliche Zwecke. Die breiten Lebensmöglichkeiten für die Massen geben ungehemmten Spielraum auch für die unverfeinerten Instinkte. Da entspringt, was die Welt Amerikanismus nennt — dieser Taumel der seelenlosen Selbstbetäubung in lärmenden, zur Urwildheit zurücksinkenden Genüssen. So erwachsen Amerika aus dem eigenen Innern die schweren Fragen. Die Völkermischung treibt zum Rassenproblem. Die Geldherrschaft zernagt die Demokratie. Abraham Lincoln wäre im heutigen Amerika bereits ein Heiliger der Sage. Die großen Möglich-

keiten beginnen schon überall sich an den Schranken des Irdischen zu stoßen. Mit dem Weltkrieg ist Amerika in die Weltgeschichte eingetreten. Dieser Eintritt ist schwer belastet durch die Verantwortung, die Amerika für jenen amerikanischen Frieden trägt, der seltsamerweise der Friede von Versailles heißt. In dem Augenblick, da alle Seelen das Rätsel Amerika lösen möchten — denn es ist das Rätsel der Zukunft —, steht das junge Land undurchsichtig, ein verhängnissschwerer Zwiespalt, vor den Blicken Europas. Wird es der Retter werden diesem Lande? Wird es als die gefühllose Vormacht der Ungeistigkeit Elend und Untergang der alten Welt besiegeln? Wäre der richtige Titel von Nietzsches „Zarathustra“ — „Anti-Amerika“?

Am Schweidnitzer Tor zu Breslau vor 100 Jahren

Von Franz Wiedemann

Die beiden ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, also etwa die Zeit vor 100 Jahren, haben dem Stadtbilde Breslaus so eingreifende Veränderungen gebracht wie kaum je zuvor. Es hing das mit den erschütternden politischen Umwälzungen jener Tage zusammen und zeigte sich wohl nirgends so eindrucksvoll wie an den Schweidnitzer Toren. Ich brauche die Mehrheit mit Bedacht; denn es hat deren im Laufe der Jahrhunderte fünf gegeben. Das älteste stand am Kornschen Hause rechts der Ohle, das zweite mit hochragendem Turme an der Zwingerplatzecke, die drei anderen nebst einem die Schweidnitzer Straße überspannenden Schwibbogen in der Gegend des Stadtgrabens, wo heute nichts mehr als der Ortsbegriff eines Tores an sie erinnert.

Breslaus Stadttorzeit von 1260—1829 ist natürlich mit seiner Eigenschaft als Festung eng verknüpft. Für den hier verfolgten Zweck sind der Turm an der Zwingerecke und das Tor von 1693, das den Hauptwall durchzog, von besonderem Belange; sie ragten beide noch als ehrwürdige Zeugen der Vergangenheit in das 19. Jahrhundert hinein und haben uns nach ihrer Geschichte und Gestalt vielerlei zu sagen.

Wer etwa im Frühjahr 1806 von Süden her der Stadt zustrebte, der ahnte noch nichts von ihrem nahen und tiefen Fall. Ernst und schweigend, aber auch lieblich umgrünt von Baum und Strauch, reckten sich ihm die Festungswälle entgegen. Durch das genannte Walltor, dann unter dem Schwibbogen hinweg, der von der Corpus-Christi-Kirche zum Kreuzherrnhof die Straße überspannte, und endlich durch den Torturm gelangte er in das Innere der Stadt. Sie zählte damals nur 60 000 Einwohner. Aber wie selbst der damalige geringere Verkehr diese Häufung von Engpässen überwunden haben mag, bleibt sein Geheimnis. Wohl fühlte man die Beschwerden, murrte auch zuweilen, aber die bessere Einsicht in ihre Notwendigkeit und ein gewisses Gefühl der Sicherheit vor drohenden Fährnissen ließen doch das Unbequeme leichter ertragen.

Und die Sorgen darob waren im Zeitalter Napoleons wahrlich nicht gering. Der Titanenwahn, mit dem der Gewaltige die Grundlagen eines Weltteils durcheinander warf, konnte auch durch Breslaus Mauern kaum gemindert werden; eine kurze Belagerung von vier Wochen machte 1806/07 dem Festungsidyll ein Ende. Auf seinen Befehl wurde Breslau eine offene Stadt;

polternd sanken Tore, Türme, Mauern und Erdmassen in die Tiefe, wie es neben anderen auch Holtei in seinen „Vierzig Jahren“ so anschaulich schildert. Staunend und erschüttert zugleich sahen die Bewohner dem Schauspiel zu, sahen mit Bedauern die Fesseln fallen, die sie vordem getadelt; denn nun erst wurden sie doch auch des Schönen so recht inne, das mit der Zerstörung dahinging.

„Den Wall“, schreibt damals ein Zeitgenosse, bewohners . . . So ist's im Menschenleben, so zerstören Menschen, was Menschen bauten.“

Ein Glück nur, daß Endler, damals der trefflichste Kupferstecher unserer Stadt, noch rechtzeitig im Bilde festzuhalten vermochte, was dem Untergange geweiht war. Von seiner fleißigen Hand stammen auch die Schweidnitzer-Tor-Bilder, die er 1807 und 1808 nach der Natur zeichnen konnte. So vor allem den alten Torturm an der Zwingerecke, einen Teil der Stadtbefestigung aus Karls V. Zeit (Abb. 1). Schon 1380 wird er zuerst genannt. Ein viereckiger gotischer Bau, mit einem Durchgang und zwei Stockwerken, trat er bedeutend in der Umgegend hervor, wenn auch der Eindruck durch die ragenden Bauwerke der nahen Minoriten- und Corpus-Christi-Kirche etwas herabgemindert war. Ihm wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts vielseitige Beachtung geschenkt. Besonders der Maler Hofrat Bach bemühte sich jahrzehntelang



Abb. 1

Das einstige Schweidnitzer Tor an der Zwingerecke
Nach einem Stich von Endler, erschienen im „Breslauischen Erzähler“
von 1806

Beispiel eines gotischen Stadttors, schlank und steil aufragend, mit hohen Spitzbögen und einem Zinnenkranze, der gleichfalls nach oben weist

„umgab noch vor wenigen Monaten ein dichtes Gebüsch, das sich so schön im nahen Graben spiegelte. Aus seinem Schatten ertönte im Frühling ein liebliches Vogelkonzert. Die verwüstende Hand des Krieges hat auch diesen Schmuck der Stadt entzogen und die munteren Sängerverscheucht. Der ehemals grüne Teppich des Erdwalls ist dahin, und Ruinen und schwarze Erdmassen begrenzen die Aussicht des spähenden Stadt-

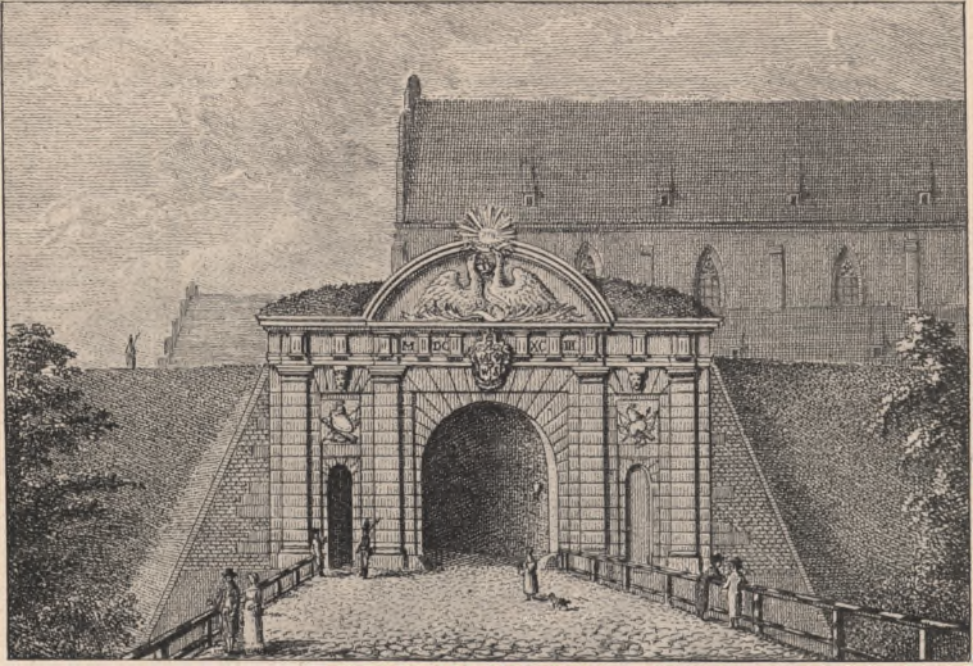


Abb. 2

Das einstige Schweidnitzer Tor von 1693

Nach einem Stich von Endler im „Breslauerischen Erzähler“ von 1807

Beispiel eines barocken Stadtttores, breit gelagert und schwer wirkend in seinen derben Rustica-Quadern. Der abschließende Segmentgiebel wird durch eine Sonne gesprengt

ihm durch seine künstlerischen und patriotischen Pläne zu neuem Glanze zu verhelfen. Friedrich d. Großen Ruhm sollte 1802, die Verehrung des regierenden Königs 1814 und Blüchers Befreiungstat 1815 durch eine entsprechende Ausgestaltung verewigt werden. Friedrichsturm — Königsturm — Blücherturm waren Benennungen, die sich in seiner lebhaften Phantasie ablösten. Sie sind alle drei nicht Wirklichkeit geworden.

Aber Bachs Pläne genügten, um Behörden und Publikum längere Zeit in Atem zu erhalten. Ein Streit der Meinungen für und wider die Erhaltung des Turmes, der ja längst nicht mehr ein unmittelbarer Bestandteil der Festung war, wogte lebhaft hin und her; manche sahen nur das Verkehrshindernis in ihm, andere wollten ihn als Ruhepunkt in der langen (!) Straßenflucht erhalten wissen, wieder andere lobten die treffliche Aussicht, deren man sich vom zweiten Stockwerk aufs Gebirge erfreue. Diese Möglichkeit kann sich heute nur vergegenwärtigen, wer unsere gesamte Südvorstadt restlos aus seinem Vorstellungskreise entfernt. Schließlich siegte aber doch die nüchterne Erwägung, daß der Turm dem freieren Verkehr zuliebe geopfert werden müsse. So geschah es im Jahre 1817, nachdem er weit über vier Jahrhunderte als ein trotziges Wahrzeichen der Stadt gedient und auch die letzte Belagerung siegreich überstanden hatte.

Endlers Zeichnung erfaßt ihn, im Gegensatz zu dem Blatt in der bekannten Bach-Mützelschen Sammlung, in lebendigem Zusammenhange mit einem größeren Teile der Schweid-

nitzer Straße. Links und rechts, von der Stadt aus gesehen, drängen sich kleine Häuser an den Turm und vollenden so den Eindruck eines lauschigen Winkels mit dem einer weitgehenden Straßensperre. Durch den Torbogen hin erkennbar, ist der Schwibbogen matt angedeutet. Auch das alte Trinitatis- und Hieronymushospital ist auf der linken Seite der Straße gut sichtbar, während sich auf der rechten die Gebäude des Minoritenklosters heranschieben. Bürgerliche Passanten und im Gleichschritt marschierende Soldaten beleben den Vordergrund. Auf dieses Beiwerk, mit Ausnahme der beiden Flankenhäuser, wird bei Bach-Mützel verzichtet. So ist ihr Turmbild, zumal bei größerem Format, sehr viel deutlicher, wirkt aber als Ganzes ungleich nüchterner als die Endlersche Auffassung. Da Mützel erst 1824 zeichnete, während der Turm schon sieben Jahre vorher verschwunden war, so erscheint es bei der sonst großen Übereinstimmung fast sicher, daß ihm Endlers Bild als Vorlage gedient hat.

Als das schönste aller Breslauer Tore galt das von 1693 (Abb. 2). Es führte wie die meisten anderen in einer Krümmung durch den Wall. Das Portal nach der Feldseite zu trug reichen Barockschmuck. Über zwei Nebeneingängen, offen der linke, blind der rechte, befanden sich Waffenstücke, darüber Schlußsteine mit Löwenköpfen. Das Breslauer Wappen über dem Haupteingange trug die Inschrift: *Fideliter obsequio* (treu dem Gehorsam), die Triglyphenfelder darüber zeigten die Jahreszahl MDCXCIII (1693). Darüber thronte der kaiserliche Doppeladler mit einer Krone zu Häupten, auf Ölzweigen ruhend, und hielt in den Krallen den Wahlspruch: *Felix sub Jove Caesar, sub Caesare Bresla* (glücklich unter Gott ist der Kaiser, unter dem Kaiser Breslau). Die oberste Bogenrundung des Portals wurde von einer Sonne gekrönt, in deren Mitte der Name Jehovah eingegraben war. — Während das Bauwerk seit dem 1. Juni 1814 in Trümmer sank, fand sich im Gemäuer ein unbekannter Stein, von dem auch die Chronisten nichts zu berichten wissen. Er trug in halbverwaschenen hebräischen Buchstaben die Aufschrift: „Im Schirme des Allmächtigen“. Die Akten berichten, daß ihn Syndikus Dohm zum Materialwert im Betrage von 1 Thaler 20 Groschen Courant erworben habe.

Mit dem Fall dieses Tors schied der letzte Schimmer altersgrauer, bescheidener und verschwiegener Poesie von dieser Stelle; Licht und Luft, aber auch nüchterne Alltäglichkeit nahmen von ihr Besitz. Praktische Gründe, die Erhebung der Tor-Akzise und des „Sperrsechlers“, führten 1815 dazu, noch ein allerletztes Tor, das an Pfeilern befestigte Holztüren schlossen, ins Leben zu rufen. Es stand etwa dort, wo heute der Verkehr den Stadtgraben überschreitet. Als 1829 die Bedingungen seines Daseins weggefallen waren, verschwand auch dieses „Gattertor“ von der Bildfläche, ebenso unauffällig, wie es errichtet worden war. Auf einem Blatt der Bach-Mützelschen Sammlung von 1828, das den neuen Zustand veranschaulicht, ist es schon unberücksichtigt geblieben, vielleicht deswegen, weil es den Griffel des Künstlers wirklich nicht reizen konnte.

Quellen: Literatur: Schles. Provinzialblätter 1816, Bd. 64, S. 498 ff.; 1823, Bd. 78, S. 423 ff.; 1825, Bd. 82, S. 459. Menzel, Topogr. Chronik I 379 f. „Literatur und Kunst in Breslau und Schlesien“, hg. v. Wunster, Nr. 2, 8. 7. 1815 und Nr. 8, 19. 8. 1815. Nösselt, Breslau, S. 43. Krebs, Wanderungen durch Breslau, S. 246 f. u. 264. Roland, Breslau, 1839 S. 6. Weiß, Wie Breslau wurde, S. 78 ff. — Akten: Breslauer Stadtarch. und Kap. Reg., besonders 10. 8. 2 vol. 1; Knorrakten E 2 im Stadtarch. — Bilder: Prospekte v. Engelbrecht S. 9; Bresl. Erzähler v. 1806, I S. 401, 1807, I S. 129, 225, 1807, 2 S. 587, 1808, 2 S. 427. Menzel, Topogr. Chr. I. 380. Sammlung v. Bach und Mützel im Mus. d. bild. Künste.



Phot. Damereu, Breslau

Konrad von Kardorff: Bildnis des Oberbürgermeisters Dr. Wagner

Anläßlich des 50. Geburtstages Wagners am 4. Oktober haben die Breslauer Magistratsmitglieder das wohl-gelungene Bildnis des Jubilars malen lassen. Der Dargestellte sitzt arbeitend vor seiner Schreibmappe; hinter ihm hängt der älteste Stadtplan von Breslau

Musik

Vom Schlesischen Landesorchester

Der monatelange Konflikt im Schlesischen Landes-orchester ist erfreulicherweise nach hinreichender Verständigung über die Streitpunkte beendet. Man wird Herrn Oberbürgermeister Dr. Wagner und allen Helfern dankbar sein, die unermüdlich um den Aus-gleich der schließlich überspitzten Gegensätze bemüht waren. Das Landesorchester bleibt! Es besitzt zweifel-los einen sehr ausgedehnten Freundeskreis, der es nicht missen will in der Erkenntnis, daß auch das schlesische Musikleben ohne ein großes und leistungs-fähiges Konzertorchester ganz undenkbar ist. Jetzt müssen alle Kräfte angespannt werden, um den Bestand dieser kulturell unbedingt notwendigen künstlerischen Einrichtung dauernd sicher zu stellen. Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, bisher aber leider noch nicht erreicht. Selbst in den schönen, glücklicheren Zeiten vor dem unheilvollen Kriege nicht. Damals unterhielt der Breslauer Orchesterverein, gewiß mit Mühe, ein bescheidenes Orchester in Stärke von etwa 40 Musikern, das für jedes der sogenannten großen Abonnement-konzerte durch zwanzig bis dreißig Aushilfen zumeist

recht ungleicher Beschaffenheit verstärkt wurde. Das künstlerische Leistungsvermögen eines solchen nur von Fall zu Fall gebildeten Orchesterkörpers war naturgemäß beschränkt. Als dann der Krieg die zahlreichen Militär- und kleineren Stadtkapellen vernichtet hatte und auch der Breslauer Orchesterverein sein Stammorchester nicht länger aufrechterhalten konnte, erlosch das schlesische Musikleben fast ganz. Nur die Oper, der unbe-gleitete Chorgesang und solistische Veranstaltungen schlepten sich kümmerlich weiter. Da traten nach Beginn des Jahres 1923 staatliche und städtische Behörden Schlesiens mit einigen großen Musikvereinen zu-sammen zu einer gemeinnützigen Gesellschaft mit be-schränkter Haftung, um zu retten, was zu retten war und darüber hinaus die Möglichkeit zur Pflege der großen Instrumentalmusik wie zu Aufführungen be-deutender Chorwerke (Oratorien) in der gesamten (damals noch ungeteilten) Provinz zurückzugewinnen.

Diese ideale Wiederaufbauarbeit erforderte die Errichtung eines künstlerisch hochstehenden, allen Ansprüchen gewachsenen Orchesters, und zwar eines

Landesorchesters nicht nur für Breslau, sondern für ganz Schlesien. Wohl niemand wird heute bestreiten wollen, daß das neugegründete, seit 1924 höchst erfolgreich tätige Schlesische Landesorchester seinen Zweck aufs beste erfüllt hat; konnten doch eine beträchtliche Anzahl auch kleinerer Städte und besonders die minderbemittelten Volkskreise ausgiebig mit guter Musik versorgt werden. Und so mancher verständig geleitete, strebsame Chorverein draußen im Lande ist erst durch die freudig begrüßte Mitwirkung des Landesorchesters zu Aufführungen von Meisterwerken gekommen, an die er sonst überhaupt nicht hätte denken dürfen. Das Schlesische Landesorchester unter allen Umständen in seinem Bestande zu erhalten, es künstlerisch auf jede nur mögliche Weise weiter zu entwickeln und zu schulen, muß deshalb eine der vornehmsten und wichtigsten Kulturaufgaben unserer so stiefmütterlich behandelten Grenzprovinz sein. Die örtlichen Behörden, Staat und Reich haben sich, das sei gern und dankbar anerkannt, dieser Auffassung tatsächlich auch nicht verschlossen und bisher die jeweils nötigen, voranschlagsmäßig annähernd berechneten Beihilfen gewährt, wenngleich diese alljährlich schwer erkämpft werden mußten. Aber eine wirkliche materielle Sicherung des Landesorchesters war bedauerlicherweise noch immer nicht zu erreichen. Deshalb dürfen wir nicht müde werden, unausgesetzt mit allem Nachdruck zu betonen, daß, wie heutzutage jedes Kunstinstitut, auch das Schlesische Landesorchester aus eigenen Einkünften

sich nicht erhalten kann, weil das Publikum zu arm geworden ist, um Eintrittspreise oder Beiträge zu zahlen, die die Kosten der künstlerischen Leistungen decken. Das Landesorchester vermag selbst bei voller Beschäftigung (im Rechnungsjahre 1926 hat es gegen 600 Konzerte gespielt) nur etwa die Hälfte seines Geldbedarfs zu erarbeiten; die andere Hälfte muß durch Beihilfen aufgebracht werden und wurde auch bis jetzt auf diesem Wege aufgebracht; indessen fehlte stets und fehlt noch immer am Beginn des Arbeitsjahres die bestimmte Zusage der regelmäßig erbetenen Beihilfe des Staates. (Stadt Breslau und Provinzialverwaltung waren in dieser Hinsicht weit entgegenkommender, sodaß wenigstens für die erste Hälfte des Arbeitsjahres einigermaßen Sicherheit bestand.) Weshalb diese Hemmung, wo es sich gar nicht um phantastische, unvertretbare Summen handelt? Ist es nicht gerade der Staat, der neuerdings (durch die Schule) den hohen Wert der Musik für die Geistes- und Gemütsbildung dem deutschen Volke wieder zum Bewußtsein bringen will? Unsere schlesischen Abgeordneten im Ländtag und Reichstag kennen die allgemeine Wahrheit: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Möchten sie sich doch dafür einsetzen, daß dem Schlesischen Landesorchester endlich die keineswegs unmögliche Sicherung geschaffen wird, die es für seine veredelnde, einende Arbeit zum Heile und zur Wiederaufrichtung des Volkes dringend braucht und außerdem längst verdient hat!

Max Schneider.

Theater

Im letzten Hefte wurde an dieser Stelle von der Notwendigkeit gesprochen, daß die allmählich unhaltbar gewordenen baulichen Zustände der Breslauer Vereinigten Theater endlich Gegenstand ernster Erwägungen der maßgebenden Stellen werden müssen. Der äußere Anlaß, diese Fragen in den Kreis öffentlichen Interesses zu ziehen, ließ nicht lange auf sich warten; das während einer Abendvorstellung im Thaliatheater niederplatzende Stück Deckenverputz führte nicht nur den Darstellern und Zuschauern die Annehmlichkeiten dieses Musenlokals vor Augen und Nerven, es schlug auch ein Loch in die stillzufriedene Meinung derer, die kraft der Gewohnheit die vorhandenen Verhältnisse als unabänderlich gelten ließen. Und es wäre zu wünschen, daß sich die nun geweckte öffentliche Teilnahme nicht wieder für die Dauer beruhige, wenn der örtliche Schaden beseitigt und das Haus in baupolizeilichem Sinne wieder betriebsfähig ist. Man kann an dem Hause verbessern, was man will, es wird nie ein Theater werden, wird immer der alte Zirkus bleiben, unmöglich für die notwendigsten technischen und akustischen Forderungen des Schauspiels, eine starke Zumutung für die Besucher, eine dauernde Gefährdung des Rufes der Stadt. In der öffentlichen Erörterung wurde wieder-

holt die Ansicht laut, daß für den wahren Schauspielfreund der Zustand des Hauses doch nur eine untergeordnete Rolle spiele; die ungünstige Entwicklung der Thaliatheater-Gemeinde beweist aber das Gegenteil. Wenn nicht einmal bei 90 Pfennigen Eintrittspreis der Besuch so zu heben ist, daß er den Betrieb rentabel macht, dann ist das nur die Bestätigung für das Verlangen weiter Kreise, die von harter Tagesarbeit abgesparten Stunden ihres Kunsterlebens in Räumen zu verbringen, die sie auch ästhetisch über den nüchternen Alltag heben. Die verhältnismäßig immer kleine Gruppe der Geistigen, die ohne das Theater nicht leben können, wird den Besuch gewiß nicht von der Beschaffenheit des Raumes abhängig machen; hier handelt es sich aber um die große Masse der dem Theater immer noch und immer wieder zu Gewinnenden. Sie wandert in die behaglich eingerichteten Lichtspielhäuser ab, wenn ihr nicht auch im äußeren Milieu ein Ausnahmeerlebnis geboten wird, das sie die Stätten der Arbeit und die Stimmungslosigkeit der Wohnungen vergessen läßt. Wenn also der Vorhang im Hause an der Schwertstraße noch einmal aufgehen wird, so kann es sich nicht mehr um die Wiederherstellung eines Dauerzustandes handeln. Es müssen Wege gefunden werden,

die das Thaliatheater für die Zwecke des Schauspiels völlig entbehrlich machen. An den leitenden Stellen besteht die begründete Ansicht, daß mit einem, allerdings zeitgemäß eingerichteten Hause für das Schauspiel durchaus auszukommen wäre.

Das Breslauer Opernhaus brachte als vierte Neuinszenierung dieser Spielzeit Brandts-Buys' „Schneider von Schönau“ heraus, eine vortreffliche Wiedergabe, bei der sich die originellen Regieeinfälle Steinschneiders mit den humorigen Bildstimmungen Wildermanns und der liebenswürdig-eleganten musikalischen Führung Seidelmans verbanden. Nach wochenlangen Besetzungsschwierigkeiten durch Krankheitsfälle, bei denen u. a. Edith Sajitz (Dresden) vertretungsweise einsprang, ist das Ensemble nunmehr konsolidiert und arbeitet an neuen, bedeutsamen Aufgaben. Auch die Tanzgruppe und der Bewegungschor begannen unter dem neuen Leiter Herbert Gargula mit selbständigen Schöpfungen. Die Bedeutung dieser Arbeit ist noch im Wachsen und mitentscheidend für die Erziehung des Publikums zum neuen tänzerischen Kunstwerk. — Im Lobetheater gab es zwei Uraufführungen; zuerst den Versuch des noch wenig bekannten Hanns Gobsch, das Schicksal des letzten Zaren dramatisch zu deuten und in eine Tragödie des Ostens hineinzustellen. Der große Entwurf mußte beim Fehlen einer objektivierenden Distanz, bei der auflösenden Szenentechnik und unfreien Sprachbehandlung ein unvollkommener Versuch bleiben, dessen Wirkung sich auf die hervorragenden Einzeldarstellungen des Zaren (Rudolf Platte) und Rasputins (Gerhard Ritter) beschränkte. Der zweiten, gleichfalls in Breslau allein herausgebrachten Uraufführung ging bei allen gespannten Erwartung voraus, die sich von Upton Sinclairs dichterischer Kraft auch ein dramatisches Erlebnis versprochen. Seine „Singenden Galgenvögel“ blieben jedoch im weltanschaulich Propagandistischen stecken. Die Tendenz, an sich immer noch mit künstlerischer Wirkung vereinbar, zerstört die überzeitliche Geltung der Dichtung, wenn sie wie hier zur aufdringlichen Hauptsache wird und einer aktuellen politischen Phraseologie sich bedient. Barnays Regieleistung an diesem Stücke gehörte zu seinen stärksten Szenenschöpfungen, und wurde von Harry Wiltons symbolkräftigen Bühnenbildern gestützt — Die Operette im Schauspielhause hat dem vielversprechenden Auftakt der vergangenen Spielzeit in diesem Jahre noch nichts Gleichwertiges an die Seite stellen können. Als Künnecks „Lady Hamilton“ hier ihre erste vollkommene Erscheinung erhielt, hoffte man vergebens auf eine Fortsetzung jener aussichtsreichen Neuorientierung der Gattung. So schafft die Unzulänglichkeit der Produktion hier vielleicht die größten Hemmungen und es bleibt nur zu wünschen, daß auch in diesem Jahre wieder ein Talent einen Stoff bietet, an dem das Breslauer Operettenhaus seinen Rang bewahren kann.

Die provinzielle Theaterkultur Schlesiens erhielt besonders im Industriebezirk ein neues Gesicht. Der

durch die Auflösung des Dreistädtebundtheaters entstandenen mehrmonatigen Krise ist eine neue äußere und wohl auch innere Festigung der oberschlesischen Theaterverhältnisse gefolgt; an der neugegründeten G. m. b. H. „Oberschlesisches Landestheater“ sind nur die Städte Beuthen und Hindenburg beteiligt, Glewitz und die übrigen stehen mit der Gesellschaft im Gastspielvertrag. Der künstlerische Leiter, Intendant Illing, trat mit einem gewichtigen Spielplan hervor, der Oper, Schauspiel und Operette umfaßt und dessen erste Aufführungen hohen Anforderungen gerecht wurden. Das Beuthener Stadttheater wurde baulich und technisch verbessert, die geplante Vergrößerung des Zuschauerraumes zur Erhöhung der Rentabilität scheiterte aber an den fast an den Bedarf für einen Neubau heranreichenden Kosten.

In der übrigen Provinz arbeiten die ständigen Bühnen gleichfalls in dem Bestreben, inmitten vielfacher wirtschaftlicher Hemmungen mit der Zeit Schritt zu halten; die ausschließliche Pflege des Schauspiels wäre zumeist das einzig Ratsame und auch mit relativer Vollkommenheit Erreichbare. Statt dessen überschätzt man die Gefahr einer vorübergehenden Besuchsverminderung und bleibt der Vielseitigkeit der Publikumswünsche zuliebe bei dem Dualismus Schauspiel - Operette, der die Kräfte zersplittert und das Gesamtniveau drückt. In Liegnitz sah ich eine Aufführung von Neumanns Schauspiel „Der Patriot“, die als Ganzes recht gut angelegt war und auch manche beachtenswerte Einzelarbeit zeigte, jedoch an schweren Regiefehlern krankte, die sich in den letzten Bildern (Offiziersversammlung und Mordszene) zu Unmöglichkeiten steigerten. Das Stadttheater in Neiße beging sein 75 jähriges Bestehen, ein erinnerungsreiches Kapitel schlesischer Theatergeschichte.

Von zunehmender Bedeutung bleibt bei der wachsenden Schwierigkeit lokaler Eigenbetriebe und bei der Unmöglichkeit selbständiger Neugründungen die Kulturarbeit der Wanderbühnen für die theaterlosen Städte der beiden Provinzen. Die „Schlesische Bühne“, das Wandertheater des Bühnenvolksbundes, das von Breslau aus über 30 Städte hauptsächlich der Grenzgebiete regelmäßig bespielt, hat ihre technischen Einrichtungen abermals vervollkommenet und durch Einstellung eines Bühnenbildners ihre Entwicklungsfähigkeit nach einer wichtigen Seite hin gesteigert. Auch bei der Regeneration des Ensembles hatte Intendant Dr. Karl Weber glückliche Wahl. Die erste Leistungsprobe der neuen Spielzeit, die ich in Frankenstein sah, war eine gut durchgearbeitete Aufführung von Shakespeares „Was ihr wollt“, deren Niveau den weiteren verantwortungsbewußten Bestrebungen dieses Theaters eine günstige Prognose stellen läßt. Von der Tätigkeit des Schlesischen Landestheaters, dem Wandertheater des Volksbühnenverbandes mit dem Sitze in Bunzlau, wird demnächst zu berichten sein.

Hans Hermann Adler.

Bildende Kunst

Das wichtigste Ereignis in unserem Kunstleben ist diesmal die neueröffnete Abteilung alter deutscher, vornehmlich schlesischer, Kunst im Museum der Bildenden Künste. Es ist der schwer erkämpfte Erfolg jener langjährigen Bemühungen, die sofort mit dem Amtsantritt von Heinz Braune einsetzten, unter der Mitarbeit Erich Wieses, des Kenners schlesischer Plastik, und — nicht zu vergessen — unseres ausgezeichneten Restaurators Loch — die Gotikausstellung im vorigen Sommer ermöglichten und die nun dem Museum eine Bereicherung zuführen, wie sie in gleicher Fülle nur selten einer Sammlung zuteil ward. Zwar ist nicht alles davon bereits dauernder Besitz des Museums, wird die eine oder andere Leihgabe wieder verschwinden müssen. Aber dafür ist zu hoffen, daß die Museumsleitung nunmehr, auf ihre Leistungenweisend, geringeren Widerständen begegnet, wenn sie irgend ein Kunstwerk bei sich beherbergen will, das in einer kleinen Dorfkirche ein unbekanntes Dasein führt. Dort wird es oft nicht einmal von den Bewohnern geachtet, die auch gar nicht die Möglichkeit haben, solch ein Werk zu pflegen, das bei seinem Alter einer ständigen Beobachtung bedarf.

Die Raumverhältnisse für die Aufbewahrung und für die Darstellung des künstlerischen Gehalts solcher Werke liegen in unserem Museum denkbar günstig. Der Südflügel, der früher die Ausstellungen der Galerie Lichtenberg barg, dann von Braune in zimmerartige Kojen aufgeteilt worden war, ist nun in seiner ganzen Ausdehnung freigelegt worden, sodaß man die großen stützenden Säulen entlang gleitet und einen starken Tiefeneindruck empfängt, nicht unähnlich dem in einer altchristlichen Basilika. Als Point de Vue dieser Tiefenperspektive erscheinen drei überlebensgroße, spätgotische

Holzschnitzwerke, von denen das mittlere Stück, eine Madonna der Zobtener Pfarrkirche, zu den besten Werken der schlesischen Plastik gehört.*) Um dieses Hauptstück führt ein Umgang, der gleichfalls an kirchliche Architektur, an ihre Chorumgänge, erinnert und der einer Anzahl von Kunstwerken abgesonderte Betrachtung

verbürgt. Und dem gleichen Zwecke stiller, isolierter Betrachtung dienen die in den Hauptraum eingestellten kurzen Scherwände, die in ihrer dunklen Färbung eine ganz ausgezeichnete Folie zu den Kunstwerken darstellen. Was im einzelnen in diesem Raume sowie in dem Eingangssaale an Werken der Malerei und Plastik vorhanden ist, kann in kurzen Worten und ohne die Zuhilfenahme von Bildern doch nicht geschildert werden. Es wird in den Schlesischen Monatsheften noch oft Gelegenheit sein, auf einzelne neugewonnene Kunstwerke dieser Abteilung zurückzukommen, und der Zweck dieser Zeilen soll zunächst kein anderer sein, als unsere Kunstfreunde eindringlich zum Besuch des Museums zu ermuntern.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß auch das Kunstgewerbemuseum seine früher viel zu dicht gedrängten Schätze mittelalterlicher Kunst durch die Hinzugewinnung eines Raumes etwas lockerer und damit wirkungsvoller aufstellen konnte. Immer noch freilich sind seine Barockschatze dürftig an eine Treppe gelehnt, sofern sie nicht, — wie z. B. die vorzügliche Schranke der einstigen Magdalenenbibliothek mit den Figuren der Sieben Weisen — verborgen im Depot schlummern.

Ausstellungen.

Hier ist in erster Linie die Herbstausstellung des Künstlerbundes zu nennen, die Aquarelle, Graphik und Plastik enthält. Wir bringen hier ein paar Abbildungen von Werken jüngerer Künstler aus dieser Schau, weil wir damit die Aufmerksamkeit stärker noch als bisher auf unsere um Anerkennung erst ringenden Kräfte hinlenken möchten. Sie haben in dieser Zeit einen so schweren Stand, daß man nie genug für sie werben kann.

Dabei zeigt gerade diese Ausstellung, welche Tüchtigkeit ihnen innewohnt, und es macht dem Künstlerbund alle Ehre, seine Mitglieder auf solchem Niveau zu halten. Wie gut hat sich z. B. I. Aschheim entwickelt, auf den wir schon einmal in unserer Zeitschrift ausführlich hingewiesen haben. Seine Kunst gewinnt mehr und mehr an Beruhigung, an zeichnerischer Sicherheit, aber das Temperament des Künstlers glüht



H. Schnürpel (Liegnitz): Dorfstrasse
Herbst-Ausstellung des Künstlerbund Schlesien

*) Abbildung in den Schlesischen Monatsheften 1926, S. 365.

KÜNSTLERBUND SCHLESISIEN
HERBSTAUSSTELLUNG 1927



W. Paschke (Glogau): Fohlen



Paul Dobers (Breslau): Die Lesende



I. Aschheim (Breslau): Stadt am Flusse



Herrmann Stenzel: Mond über Bergen. Aus der Ausstellung Friedrich Kirschner

unter den festeren Formen nur um so veredelter fort. In erfreulichem Weiterschreiten ist auch Gertrud Kleinert und auch auf das junge Talent der Bildhauerin Helga Mekler, die diesmal ein paar sehr lebendige Aktzeichnungen ausstellt, sei immer wieder aufmerksam gemacht. Nerlichs Zeichnungen werden auch immer subtiler in ihrem zarten, musikalischen Striche und ihrer lichten Färbung. Nicht zu vergessen Dobers mit der hier abgebildeten Lesenden, Leitgeb mit sicher hingesezten Akten, Alfred Haberfeld mit einem Zauberlehrling von illustrativer Begabung usw. usw. Dazu kommen aus der Provinz der Glogauer Paschke, ein trefflicher Beobachter der Tiere, und der Liegnitzer Schnürpel, schon in der „Juryfreien“ überraschend hervortretend und nun mit zugreifendem Entschlusse vom Künstlerbund als neues Mitglied geworden. Die Älteren, Träger viel bekannter Namen, sollten sich bei so scharf andrängender Jugend die Sache nicht leicht machen. Kanoldt und Mense freilich sind durchaus vollwertig vertreten. Die Aquarelle von Konrad von Kardorff sind sogar von einer ganz besonderen Leichtigkeit und Beschwingtheit, und auch Arnold Busch wirkt mit drei Proben seiner Zeichnungskunst — darunter sehr hübschen Kinderakten — denkbar erfreulich. Dagegen sind die kubistischen Arbeiten Oskar Molls — so schön und dekorativ sie in großen Formaten wirken — in der hier gezeigten Kleinheit etwas spielerisch und dünn, und die Akte von Otto Müller — verraten sie auch seine Meisterhand — sind eben doch zu flüchtig, um mehr als eine Ahnung zu geben.

Die Plastik hätte etwas reichlicher vertreten sein können, schon aus dem Grunde, um das Interesse für diese, einem größeren Publikum an und für sich schon spröder erscheinende Gattung wachzuhalten. Myrteks

weiblicher Akt wirkt ziemlich blutlos — dafür entschädigen diesmal seine Zeichnungen — und dann bleibt nur noch der Torso von Margarete Moll zu erwähnen, ein Werk von durchgeföhelter Empfindung.

*

In der Kunsthandlung Friedrich Kirschner sind Bilder und Zeichnungen von **Herrmann Stenzel** zu sehen. Der Künstler, ein Breslauer Kind, lebt seit Jahren im München, eifrig schaffend und um Anerkennung werbend, die ihm gerade in diesen Tagen durch ein Buch von Kurt Pfister gezollt wird. Man spürt beim Betrachten der Bilder die unbedingte Ehrlichkeit eines Ausdruckswillens, der sich gern in visionären Gebilden ausspricht, in Gebilden, die — nicht immer, aber doch in einigen Fällen, z. B. in den Köpfen der „Kriegstoten“ — etwas Überzeugendes haben. Die hier abgebildete Mondlandschaft z. B. gibt die Stimmung nächtlicher Bergeswelt mit Eindringlichkeit wieder, wie denn überhaupt die Landschaften vorläufig am reinsten wirken. Man wird das weitere Schaffen dieses Künstlers jedenfalls mit Anteilnahme verfolgen.

*

Schließlich sei auf die Ausstellung von **Maria Louise Kämpffe** verwiesen, die im Lichthof des Kunstgewerbemuseums stattfindet. Sie hat auf ihrer dreijährigen Ostasienfahrt Studien, Skizzen und Bilder gefertigt, die uns eine lebendige Anschauung von den Menschen und ihren Gebräuchen, der Landschaft und der phantastischen Kunstsprache zu geben vermögen. Dazu kommt eine kleine Sammlung aus der Ferne mitgebrachter kunstgewerblicher Gegenstände, höchst sehenswert, weil von einer gar nicht zu überbietenden Geschmackskultur in der Herstellung einfachster Gegenstände.

Landsberger

Der Künstlerkreis Niederschlesien in Görlitz

In der Annenkapelle stellen gegenwärtig neunzehn Künstler aus, von denen fünfzehn zu einem Bunde zusammengeschlossen sind. Vier Gäste fügen sich zwanglos ein, weil „der Kreis“ kein bestimmtes Programm aufstellt. Es sammelt zunächst nur die vereinzelter Kräfte und beweist mit der Ausstellung, daß sich der Aufruf zum Zusammenschluß lohnt. Es sind rund achtzig Stücke da, Bilder, Plastiken und Glasschliffe; eine kleine, aber beachtenswerte Sammlung; auch in den wenigen Stücken, vor denen die Anerkennung zögert, noch Talent genug verratend, so daß man auf Weiteres gespannt ist (Hans Christoph, Schneelandschaft; Bernhard Gasde, Wochenend; viel versprechend das Kaffeehaus.) Durch dell' Antonios über jeden Zweifel hinaus gereifte Kunst und Süßmuths phrasenlose schöne Schliffe erhielt die Ausstellung ein gediegenes Rückgrat. Mancherlei Experimente der anderen verlieren dadurch an Gewicht und werden mit hingenommen. Der Warmbrunner Holzbildhauer überrascht mit einer sehr ausdrucksvollen kleinen Bronze, einem Hiob; die Reitergruppe: „Paulus in Damaskus“ ist in ihrer energischen Bewegtheit, in Komposition und Schnittechnik ganz famos. Süßmuth ist wohl nicht ganz so gleichmäßig, einiges aber, wie das Fenster aus Kristallglas und ein paar Schalen, ist überraschend schön; das beste wohl eine Glasschale mit wenigen, freischwingenden, vom feinsten Gefühl gelenkten Linien. Soviel Instinkt-sicherheit ist natürlich selten. Aber so arg daneben-zuhauen wie Oberländer mit der Hochzeit zu Kana braucht man doch nicht. Ein so anspruchsvolles Thema erfordert mehr als eine große Fläche und eine geschickte Anordnung. Von Fitzner interessieren die verschiedensten Gebrauchsgegenstände, wie Lampen mit schönen Schirmen, Klingeln, ein amüsanter Gong u. a. auch mehr als sein Bild; das sind gute alte Formen oder, wo sie deutlich neu sind, glücklich und kraftvoll erfundene. Günther Grundmann, der Kunstschriftsteller, ist in den Bildern nicht einheitlich. Der „Tote Baum“ ist erzwungen. Hübsch aber ist der „Blick auf den Kölner Dom“. Von Rudolf Hacke gefällt mir die „Romantische Nacht“ am besten; nicht neu, aber doch gute Poesie; das übrige steht, mindestens als bloße Malerei, auf beachtenswerter Höhe; die Neue Sach-

lichkeit wird wohl bloß äußerlich mitgemacht. Von Johannes Wüsten wird ein gut abgestimmtes Stilleben mit Schmetterlingen viel bewundert; ein „Verlorener Sohn“ fällt durch die schlagend einfache Komposition auf und entgeht so der Gefahr des bloß Illustrativen, dem der Hl. Sebastian leider nicht entgangen ist. Einheitlich und zielbewußt geht Arno Henschel auf dem einmal für richtig erkannten Wege vorwärts; der schlafende Junge ist schon weniger hart als die Hockenden; und was den meist sehr kühl anmutenden Farben und Formen der Neuen Sachlichkeit fehlt, ein bißchen warm machende Romantik, das umspielt jetzt diesen Schlafenden; es ist aber alles noch wie eine außerordentlich gründliche Vorbereitung auf einen irgendwann einmal kommenden großen Tag. Zu den Vertretern der Sachlichkeit gehört noch Arthur Ressel; aber sie erscheint bei ihm nicht wie ein intensives Suchen nach neuen Möglichkeiten, sondern wie eine Abhängigkeit von alten (siehe Mädchenbildnis); frisch und unbekümmert dagegen das strickende Mädchen; das Bildnis Hermann Stehrs ist auch gut: Kopf, Hand, Haltung gleichmäßig sprechend. Von impressionistischer Schule kommen Merseburg und Dora Kolisch her. Letztere war Feldbauer-Schülerin und übt dessen frische Fleck-an-Fleck-Technik besonders erfreulich am Bildnis Gondolatsch; die Bilder sind, wie gesagt, gar nicht modern, aber durch geschmackvolle und lebendige Auffassung sehr wohltuend. Auch Merseburg beweist, besonders mit den Pferden im Schnee, daß man schöne freie Kompositionen in jeder Technik schaffen kann. Daß er den alten Jecht gemalt hat, dafür werden ihm die Oberlausitzer sehr dankbar sein. Ein Glogauer, Willibald Paschke, bringt, wie früher schon, gute humorvolle (aber nicht anekdotische) Tierbilder, von denen die „Neugeborenen“ seine kräftige, knappe Kompositionsart am besten zeigen. Und Karl Robert Pohl, der drei Bildnisse und ein Stilleben ausstellt, erscheint glücklich nicht so sehr als Porträtist denn als romantischer Erfinder. Jedenfalls sind die Blumen und manche poetische Zutat in den Bildnissen meistens besser als die Köpfe. „Blattpflanzen und Kakteen“ ist ebenso interessant und „besonders“ wie eine früher hier gezeigte rote Blume.

W. Dittmann-Görlitz

Oberschlesische Kunstausstellung in Gleiwitz

Die diesjährige Herbstausstellung des Bundes ober-schlesischer Künstler erhielt eine ganz besonders festliche Note dadurch, daß der Düsseldorfer Maler Adolf Münzer, gebürtig aus Pleß, sich seit langen Jahren zum ersten Male wieder mit 19 Werken aus seiner letzten Schaffenszeit beteiligt hat.

Meisterlich vor allem ist seine „Bergeinsamkeit“, ein schönes Weib in zerklüfteter Bergeslandschaft; und dann die stimmungsvolle „Strandlandschaft“. So finden sich

noch mehrere ansprechende Episoden, Stilleben und Genrebilder, „Redoute im Malkasten“, „Martinszug in Düsseldorf“, „Rheinwiese“, „Mädchen mit Enzian“, „Schneewittchen im Walde“, die Münzer in der Vollkraft seines Könnens zeigen. — Aber es seien auch zwei Werke genannt, die seine Grenzen aufweisen. Dort, wo der Impressionist zum Expressionisten (im weitesten Sinne) werden möchte, in der „Bajadere“, in einem Faschingsdoppelporträt, häuft Münzer grell-

leuchtende Farben zu einer ohne Zweifel packenden Plakatwirkung zusammen. Mann und Weib im Taumel, dahinter wolkenhaft ineinander verschwimmende Fratzen: das reizt unseren romantischen Sinn. Aber sitzt man längere Zeit davor, dann läßt die Spannung nach, und eine gewisse Leere und Ermüdung setzt sich an ihre Stelle; man sieht dann — eben ein Plakat. Die Farben ringen nicht miteinander, um sich zu ergänzen, sondern sie überschreien sich. Das ist die eine Begrenztheit; auf der anderen Seite: ein Hindenburg-Porträt. (Für die Stadt Hindenburg nach dem Leben gemalt). Ist in diesem Bilde, das ja doch mehr sein möchte als eine Photographie, irgendetwas geoffenbart von dem innersten Wesen dieses Menschen und dieses Schicksals? Das Gemälde ist gut und getreu, aber hat es Hintergründe? Nein. Oder doch: Es hat schon einen Hintergrund; nämlich in dunklen, verschwommenen Konturen hebt sich eine Landkarte von Deutschland ab Hindenburg, der Landesvater Wenn der Künstler nicht mehr zur Symbolik der Formen und Farben kommt, dann landet er bei der Allegorie.

Diese ernsten Betrachtungen können und sollen die reine Freude an Münzers schlichteren Werken nicht trüben, sie mögen nur verhindern, in ihm einen der „Unsterblichen“ zu sehen.

Die anderen, die neben ihm ausstellen, sind von weit kleinerem Namen, aber doch finden sich unter ihnen einige Talente, die in die Zukunft weisen. Wilhelm Doms-Berlin zeigt drei Tempera-Porträts, die das geben, was Münzer vermissen läßt. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß diese Bildnisse „ähnlich“ sind, sie kommen ohne die — Gott sei Dank — überwundenen Verzerrungen aus, aber in dem wirklich

genialen Strich, in der Sparsamkeit, aber auch in der Intensität der Farbe, in der ganzen leichthändigen Prägnanz, die an Slevogt erinnert, gibt er zielsicher und stark eine Persönlichkeit in ihrem innersten Kern.

Nicht so nervös, hypersensibel, sondern schwer, bodenständig in gutem Sinn, vielleicht der einzige Oberschlesier (Oberschlesier als Künstler!) ist M. Kowol-Berlin. (Gänsemarkt, Kreuzigungsphantasie, Kinderbildnis.) Seine Typen zunächst sind echt ober-schlesisch, grob, schwer und tief, aber vor allem sind die Farben echt ober-schlesisch, dunkelbrennend, unter dem Dunkel glühend; rostbraun, ziegelrot, schmutziggelb, schmutzigweiß, das sind die Nuancen, die Kowol mit intensiver Erlebniskraft zu großflächigen, freskenhaften, ruhig wirkenden Farbsymphonien gestaltet. Auch Wasner-Breslau hat ausgestellt, aber ohne Eigenes damit zu geben. Weißenberg-Berlin bietet wieder prachtvolle, modern-volkstümliche Holzschnitte und einige sehr scharf gesehene, farbig-freudige Porträts.

Was sonst noch vorhanden ist, gehört in das Kapitel: Neue Sachlichkeit. Zum Teil sich mittelalterlich und altmeisterlich gebärdend, zeigen Künstler wie Max Odoy, M. Reimitz und R. Seidel-Breslau minutiös gearbeitete Stilleben, von heiliger Einfalt durchwehte Landschaften, in die man gern noch eine Madonna hineinsetzt.

Die Ausstellung ist nicht zu unterschätzen; sie ist tatsächlich ein recht getreuer Querschnitt durch unsere Zeit, von dem Realismus ältester und biederster Observanz bis zur „neuen Sachlichkeit“. Und damit leistet sie hier im Südostwinkel des Reiches auch ein Stück wichtiger Kulturarbeit.

P. Niehaus.

Bücher über Kunst

Durch Breslaus Museen. Ein Führer, herausgegeben von Fritz Geschwendt. Heinrich Handels Verlag, Breslau 1927.

Es war ein guter Gedanke, durch Breslaus Museen einen Führer herauszugeben, um dadurch zu ihrer Besichtigung anzuregen. Jedoch bei der Vielfalt der Interessengebiete — es handelt sich um naturwissenschaftliche und historische Museen — war der Herausgeber genötigt, sich einen Stab von Mitarbeitern zu werben, und hierdurch kam leider ein Moment der Ungleichheit in die Ausführung hinein. Die naturwissenschaftlichen Museen sind nämlich offenbar bevorzugt worden; auch unsere vorgeschichtliche Abteilung im Museum für Kunstgewerbe und Altertümer wurde durch den Herausgeber selbst sachkundig und ausführlich behandelt, während die bildende Kunst nur sehr stiefmütterlich bedacht ist. Hier wurde nur das Schloßmuseum von seinem Leiter, Herrn Prof. Dr. Hintze, eingehend beleuchtet. Der Führer durch das Kunstgewerbemuseum hingegen läßt das Kunstgewerbe selbst gänzlich unbeachtet und von den Werken der

Malerei und Plastik bespricht er nur zwei aus dem Mittelalter, den Barbara-Altar und die Schöne Madonna, ohne der übrigen z. T. hervorragenden Werke aus Gotik und Barock zu gedenken. Vom Diözesanmuseum wird lediglich das holzgeschnittene Kruzifix gewürdigt, während die anderen Werke bildender und gewerblicher Kunst — z. B. die kostbare böhmisch-schlesische Madonna des Bischofs Preczlaw — übergangen werden. Im Museum der Bildenden Künste erhält nur das längst Vergangene nähere Betrachtung; die Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts der Säle VI—XVI wird mit dreiviertel Seiten etwas lieblos abgetan. Freilich ist die ältere Kunst mit Feinfühligkeit geschildert, der Maler Willmann z. B. mit Recht herausgehoben. Nur fällt sein Schaffen weder — wie der Verfasser meint — in das 18. Jahrhundert, noch ist er ein Zeitgenosse des J. G. Plazer. Willmann ist schon 1630 geboren, also ein reiner Vertreter des 17. Jahrhunderts, während Plazer 74 Jahre später, im Jahre 1704, zur Welt kam. Ebenso wenig darf man die Begegnung Friedrichs des Großen mit Kaiser Joseph II. in Neiße (1769) einen

„belanglosen geschichtlichen Stoff“ nennen. Sie war vielmehr ein wichtiges historisches Ereignis, galt sie doch der ersten Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich nach dem siebenjährigen Kriege. Und warum erscheint dieser Führer just in dem Augenblicke, wo er durch die soeben vollzogene Neugruppierung dieses Museums bereits an dieser Stelle veraltet ist? Wünschen wir ihm recht bald eine Neuauflage, um seine Führereigenschaft behaupten zu können.

Landsberger

Alt Görlitz einst und jetzt. Bearbeitet von Prof. Ludwig Feyerabend. 1. Teil, 1927. Druck und Verlag: Hoffmann und Reiber, Görlitz.

Als mir auf Veranlassung des Verfassers der Verlag das Buch zur Besprechung zusandte, bat er mich, Herrn Prof. Feyerabend, der in Würzburg schwer erkrankt sei, ein paar Worte zu schreiben. Mein Brief ging noch am selben Tage ab, aber er traf den Kranken nicht mehr am Leben; schon am nächsten Morgen erfuhr ich aus den Zeitungen den Tod dieses hochverdienten Mannes, dessen Lebenswerk die Schaffung und Ausgestaltung des Görlitzer Museums gewesen ist. So ist denn diese Schrift, schön gedruckt, ausgezeichnet illustriert und vornehm gebunden, sein Vermächtnis geworden. In ihm liegen die im Laufe der Jahre im Neuen Görlitzer Anzeiger erschienenen Bilder aus dem alten Görlitz gesammelt vor. Auch etliches Neue ist hinzugekommen, das bisher unbekannt in Archiven und Museen ruhte oder aus technischen Gründen in einer Zeitung nicht gut reproduzierbar war. Von prähistorischer Zeit an werden wir an der Hand von Stadtbildern durch die Geschichte von Görlitz geführt, sehen wir ihre reichausgestatteten Kirchen und Klöster, ihre torgeschmückten Befestigungen, immer unter Führung eines Kenners, der an dieser Stätte 25jähriger Wirksamkeit jeden Stein kannte.

Landsberger.

Konrad Strauß: Deutsche Keramik der Gegenwart. Verlag Wilhelm Knapp, Halle a. S. 1927.

Ein neues Buch über Keramik, aber ein völlig überflüssiges. Die gute Einleitung von Prof. Pukall und die Widmung an den Regierungspräsidenten von Liegnitz könnten Unkritik verleiten, das Buch zu kaufen. Läßt schon der Inseratenteil das Schlimmste für die Objektivität des Verfassers vermuten, so wird dieser Argwohn allerdings durch die im Text nirgends hervortretende Kritik und die naive Bildersammlung entwaffnet. Man muß sich tatsächlich fragen, wie ein Verlag von gutem Ruf ein derartig überflüssiges, kritikloses Buch ohne persönliche Note und Zielrichtung mit seinem Namen decken kann.

Schellenberg.

*

Jubiläumsnummer der Kattowitzer Zeitung

Aus Anlaß ihres 60jährigen Bestehens gibt die Zeitung eine illustrierte Jubiläumsnummer heraus, die als getreues Spiegelbild des kulturellen, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens des Deutschtums

in Polnisch-Oberschlesien Beachtung verdient. Mit Stolz wird dabei der Tatsache gedacht, daß eine Anzahl in der Öffentlichkeit bekannter Namen — darunter Arnold Ulitz, Arnold Zweig, der Feuilletonist Arthur Rundt, der Maler Ludwig Meidner, der Musikkritiker Prof. Weißmann — in Kattowitz teils geboren sind, teils hier entscheidende Jahre ihres Lebens verbracht haben.

F. L.

*

Bücher-Eingang.

Paul Bartsch. Über der Scholle. Verlag Heege, Schweidnitz 1927. Die dritte Auflage des beliebten Gedichtbandes, in neuem, sehr schmuckem Gewande.

Willibald Köhler. Hermann Stehr. Verlag Heege, Schweidnitz 1927. Ein Versuch, Hermann Stehrs Leben und Wesen aus seinen Werken zu erfüllen und aufzubauen. Voller Ehrfurcht vor dem Dichter, aber im Ton manchmal so überschwenglich, daß ein Mißklang entsteht.

H. Campe. Reisen im Frankreich der Revolution und Napoleons. Priebatschs Verlag, Breslau 1927. Eine Auswahl aus den Reisebüchern Campes (1746—1818).

Die siebente Deutsche Bildwoche in Breslau. Verlag Priebatsch, Breslau 1927.

Oskar Hobel. *Sonntagsbriefe eines Zobtenbummlers. Priebatschs Verlag, Breslau 1927. Eine sentimentale, in holprigem Deutsch geschriebene Sache, von der man nicht recht begreift, warum sie gedruckt werden mußte.

Marie Gaedicke. Naturschutz-Brevier. Verlag Neumann-Neudamm 1927. „Der Naturschutzgedanke in Dichtungen und Aussprüchen, gesammelt im Auftrag der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalspflege.“ Also eine Anthologie. Man kann nur seine leisen Zweifel hegen, ob Goethe und Platen und Klopstock ihre Gedichte im Hinblick auf den Naturschutzgedanken geschrieben haben.

Fritz Enderwitz. Naturkundliche Lesebogen Priebatschs Verlag, Breslau 1927.

Angelus Silesius. Sprüche und Lieder. Ausgewählt und eingeleitet von Wolfdietrich Rasch. Mit einem Nachwort von Werner Milch. Eine kluge Auswahl, die auch Stücke aus den weniger bekannten Werken von Angelus Silesius bringt, in einfachem, aber würdigem Gewande. Das Nachwort gibt eine gedrängte Darstellung des geschichtlichen Untergrundes, auf dem die Philosophie von Angelus Silesius erwachsen ist, und des lebendigen Stromes, der sie mit uns verbindet.

A. V.

Sport

Am 2. Oktober fand in Breslau eine Volksabstimmung über die Beliebtheit der verschiedenen Sportveranstaltungen statt. Sie war ganz unbeabsichtigt, und ist darum um so verlässlicher. Es traten an diesem Tage in Wettbewerb: das Radrennen um den Goldpokal in Grüneiche, ein Fußballkampf Mittelschlesien gegen Ostoberschlesien, die Hindenburgspiele der Deutschen Turnerschaft und der D. S. B. im Stadion, und ein Reitturnier im Südpark, stolz Olympiadevorbereitungsturnier benannt. Die Zuschauerzahlen, in Tausenden ausgedrückt, verhielten sich wie folgt: 18 zu 6 zu 3 zu 1. Der Radsport, in Breslau volkstümlich wie kaum in einer anderen Stadt, liegt also immer noch an der Spitze, „König Fußball“ hat ihm noch nicht den Garaus gemacht.

Der Fußball beginnt jetzt seine Hauptsaison. Der Außenstehende macht sich wohl kaum einen Begriff von der Organisation, man kann sagen Überorganisation im Breslauer Fußball. Zwölf Ligavereine (gegen früher acht) kämpfen um den Breslauer Meistertitel. Zweimal muß sich jeder Verein durch die gesamte Reihe seiner Gegner durchspielen, was 22 Wettspiele ergibt. An 22 Herbst- und Wintersonntagen müssen die Spieler Nerven und Kampfkraft konzentrieren, denn jeder Punktverlust wirkt sich im Endergebnis ungünstig aus. Daneben haben die besten Spieler noch schwere repräsentative Spiele für den Gau und Bezirk zu bestehen. Eine Überorganisation, die die Nerven der Spieler unnötig verbraucht, und die sich im Frühjahr beim Beginn der eigentlichen Meisterschaftskämpfe ungünstig auswirken muß.

Nach der ersten Runde führen B. S. C. 08 und Sportfreunde, während der vorjährige Meister 06 nach Verlust des unvergleichlichen Tormannes Majunke zurückgefallen ist. Um den Besitz von Majunke tobt inzwischen ein nicht minder heftiger Kampf am grünen Tisch.

Auto- und Motorradrennen, als Maschinensport, gehören nicht so eigentlich ins Gebiet der „Leibesübungen“, wie man bei uns so schön sagt. Aber das

Steuern im Rennen erfordert soviel Kaltblütigkeit, Nervenkraft und Überblick und schließlich auch soviel sportliches Training, daß wir diesen Sport doch unserer Übersicht eingliedern wollen. Man ist in Schlesien auf diesem Gebiete außerordentlich rege. Die letzten Veranstaltungen, das „Dreiecksrennen“ auf Motorrädern bei Oltaschin und die traditionelle „Fahrt durch Schlesiens Berge“ brachten wieder schöne Leistungen. Schlesien verfügt besonders über eine Anzahl hervorragender Motorradfahrer, wie z. B. Ernst, Wels, Kittner, Huth, die sich auch bei großen Konkurrenzen im Reich stets behaupten werden. Es wäre zu wünschen, daß das Dreiecksrennen bei Oltaschin, das mehrere Jahre hindurch von der Behörde verboten war, alljährlich seine Wiederholung finden möge, denn trotz wolkenbruchartigen Regens ist es ohne jeden Unfall verlaufen.

Im winterlichen Hallensport machten die Schwimmer den Anfang mit Wettkämpfen, zu denen auch Wien seine besten Vertreter entsandt hatte. Breslau, das früher einen Weltmeister sein eigen nannte, verfügt nun wieder über einen guten Nachwuchs, in dem Schubert und die drei Brüder Dahlem erste deutsche Klasse darstellen. Die Wettkämpfe der harmonisch gebauten Athleten in hellgrünem durchsichtigem Wasser und weißem Gischt bieten ein unvergleichlich ästhetisches und aufregendes Schauspiel. Unbegreiflich war der schwache Besuch; nicht einmal die Vereine waren vollzählig anwesend. Darin müssen die bürgerlichen Sportler von den Arbeitersportlern lernen!

Auch die Tennisspieler und Radfahrer müssen nun zur Halle ihre Zuflucht nehmen. Die Tennishalle in Scheitnig ist von dem bekannten Tennislehrer Herrmann zu einem Schmuckkästchen ausgebaut worden. Und schließlich ruft auch die Sportarena in der Jahrhunderthalle wieder ihre Getreuen zu ihren Veranstaltungen. Werner Krüger beginnt die Wintersaison des Radsports mit großen Hoffnungen und mit Plänen, die Breslau wieder in der internationalen Sportwelt berühmt machen sollen. Dr. F. Wenzel.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Der Oktober steht im Zeichen von wirtschaftlichen Ereignissen und Maßnahmen, die gleichmäßig für das Reich wie für Schlesien von Bedeutung sind, beziehentlich in ihren letzten Auswirkungen die schlesische Wirtschaft zu beeinflussen imstande sein dürften. Erinert sei an den mitteldeutschen Braunkohlenstreik, dessen Dauer und Ausbreitung bis zur Stunde noch nicht absehbar ist und der eventuell durch Störung der Stromerzeugung der großen mitteldeutschen Kraftwerke auch beunruhigend auf die Elektrizitätsversorgung Schlesiens, soweit diese bereits von Werken wie Trattendorf und Hirschfelde erfolgt, einwirken kann. Wie wir

hören, hat sich bei Fühlungnahme schlesischer Provinzialelektrizitätswerke, wie z. B. Mauer, mit dem Elektrizitätswerk Schlesien ergeben, daß dieses Unternehmen fähig wäre, im Notfall einen gestörten Bezug des Talsperren-Kraftwerkes durch seine Maschinen hinreichend zu decken. Daß eine Verbindung durch 100 000 Volt-Leitung von Trattendorf nach Tschechnitz letzten Endes wirtschaftlich überaus wertvoll ist, — Niederschlesien wäre im gegenwärtigen Fall in der Lage, die Elektrizitätsversorgung der mitteldeutschen Werke zu stützen, wenn die Verbindung bereits durchgeführt wäre, — läßt die gegenwärtige Situation deutlich er-

kennen. Es bleibt abzuwarten, ob die Stadt Breslau nach den Schwierigkeiten, die ihrer Auslandsanleihe erwachsen, von einem Ausbau ihrer Elektrizitätsanlagen nicht doch Abstand nehmen wird und statt dessen den Anschluß an das Großkraftwerk Tschechnitz findet.

Eine das Reich wie Schlesien gleichmäßig treffende Maßnahme des Oktobers ist die Heraufsetzung des Diskontsatzes von 6 auf 7 %, die ihrerseits eine weitere Verschärfung der Lage am Hypothekenmarkt (Heraufsetzung der Zinssätze für Hypotheken) zweifellos zur Folge hat und haben wird, eine Tatsache, die sich speziell für die schlesische Bautätigkeit, insbesondere Wohnungsbautätigkeit, denkbar ungünstig auswirken muß. Wie weit die sich allmählich nach oben entwickelnde allgemeine schlesische Wirtschaftskurve in der Lage sein wird, das Hemmungsmoment, das durch die Kapitalverteuerung infolge Diskonterhöhung erstanden ist, zu überwinden, bleibt abzuwarten. Der ständige Rückgang der Arbeitslosenziffer im Bezirk des niederschlesischen Landesarbeitsamts ist in dieser Hinsicht günstig zu deuten. Finanziell vorteilhaft ist die Genehmigung der Aufnahme der Amerikanleihe der Schlesischen Landschaft in Höhe von 6 Millionen Dollar für die Zeitdauer von 20 Jahren zu werten, da hierdurch eine gewisse finanzielle Erleichterung für die schlesische Landwirtschaft zu erwarten ist. Die Beteiligung der Schlesischen Provinzialhilfskasse wie der Provinzialbank Oberschlesien an einer Auslandsanleihe ist ebenfalls als ein Plus für Schlesien zu buchen.

Um die Lage der verschiedenen schlesischen Wirtschaftszweige im Oktober zu charakterisieren: im deutsch-oberschlesischen Bergbau macht sich nach wie vor der stärkere Absatz nach der Tschechoslowakei, der eine Folge des polnisch-tschechischen Konflikts ist, günstig fühlbar. Im niederschlesischen Bergbau schweben nach wie vor Fusionsbestrebungen. Die Ra-

tionalisierungstendenz scheint sich ebenfalls in den jüngsten Zusammenschlußbestrebungen der schlesischen Brauereien im Ostwerke-Schultheiß-Konzern auszuwirken. Im Verkehrsgewerbe — Oderschiffahrt — brachte der Berichtsmonat laut Beschluß des Oderfrachtausschusses — als Folge des sehr niedrigen Oderwasserstandes — eine Erhöhung der Kohlengrundfracht auf der Strecke Cosel-Oderhafen—Berlin, der aller Wahrscheinlichkeit Ende des Monats eine weitere Erhöhung folgen durfte. Die Rohzuckertransporte haben infolge der verzögerten Ernte ganz allmählich eingesetzt, werden aber voraussichtlich im letzten Teil des Monats anwachsen. Die Ende vorigen Monats einsetzende deutsch-russisch-polnische Verkehrskonferenz in Breslau brachte Verbesserungen des bestehenden Umbehandlungstarifs und stellte vor allem baldmögliche Aufstellung eines direkten Tarifs zwischen Deutschland, Polen und Rußland in Aussicht. Während die schlesische Maschinenindustrie im Oktober weiter einigermaßen befriedigend beschäftigt war, häufen sich die Klagen in der Genußmittel- und Lebensmittelindustrie wie z. B. in der Zigarrenindustrie und bei den schlesischen Mühlen. Hier wird über schleppende Zahlungseingänge außerordentlich geklagt, bei den Mühlen über unbefriedigenden Mehlabatz und über die ungünstige Auswirkung des wieder geltenden Getreide-Einfuhrscheinsystems.

Was die Schlesiens Wirtschaft interessierenden Außenhandelsverträge anbelangt, so ist eine Ratifizierung des deutsch-jugoslawischen Handelsvertrags noch immer nicht erfolgt, ebenso schwebt noch immer der deutsch-österreichische Handelsvertrag, der wahrscheinlich erst nach dem Zustandekommen des österreichisch-tschechischen Handelsvertrages perfektioniert werden dürfte. Die Aussichten für den Abschluß des deutsch-polnischen Handelsvertrages sind nach wie vor völlig unsicher.

Metzner.

Mitteilungen der Vereine

Gesellschaft der Kunstfreunde.

Die Gesellschaft der Kunstfreunde bereitet auch in diesem Winter eine Anzahl von Vorträgen im Museum der bildenden Künste vor, die wegen ihres aktuellen Themas auf das Interesse weitester Kreise rechnen dürfen. Professor Wildermann von der Breslauer Oper wird am 8. November, abends 8 Uhr, über „Farbe und Form im modernen Bühnenbilde“ mit Lichtbildern sprechen. Im Dezember wird dann Dr. Otto Grautoff, einer der besten Kenner französischer Kunst, die baugeschichtliche Entwicklung des Pariser Stadtbildes behandeln. Im Januar 1928 folgt Dr. Franz Roh, der bekannte Verfasser des Buches über Nachexpressionismus, mit dem Thema: Hauptströmungen der Malerei der Gegenwart. Den Beschluß macht ein Vortrag über moderne Architektur, den der Stadtbaumeister von Rotterdam J. J. P. Oud, einer unserer führenden Architekten, halten wird.

Kunstgewerbeverein für Breslau und die Provinz Schlesien.

Der Kunstgewerbeverein hält seine diesjährige Hauptversammlung, in der außer der üblichen Tagesordnung auch Satzungsänderungen vorgenommen werden sollen, im November ab. Vorher, am 28. Oktober, wird Fräulein Maria Luise Kämpffe durch ihre Ausstellung von „Bildern aus Ostasien“ im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums führen. Im Dezember ist ein Vortrag von Dr. Wichmann, Kustos am Leipziger Kunstgewerbemuseum, vorgesehen über das Thema: „Neue Sachlichkeit und modernes Kunstgewerbe“.

Notiz: In dem Aufsatz von Dr. Wenzel: „Im Faltboot durch die Bartschniederung“, der im Oktoberheft erschien, sind die Abbildungen nach Aufnahmen von Herrn Architekten Franz Schröder gefertigt worden.

Schlesisches Himmelreich

Gesindespruch aus der Gegend der nördlichen Eule

Heute hon mer Sauerkraut,
Olle Tage Sauerkraut,
Doas hätt' ich 'm Pauer nicht zugetraut,
Doaß er su viel Kraut d'rbaute.
Do ich zun'm kam ei Mitte (Miete),
Do versproach er lauter Gitte;
Jitzund hommer immer Kraut
Olle Tage Sauerkraut.

(Schlesische Provinzialblätter 1868.)

Der Räuberhauptmann Exner.

Zu derselben Zeit, in welcher Schinderhannes am Mittelrhein eine große Rolle spielte, machte auch in Schlesien ein genialer Räuber viel von sich reden. Jener schlesische Räuber hieß Exner und war ein so schöner Mann, daß die Damen ihn im Gefängnis besuchten. Ganz besonders rühmte man seine schönen blauen Augen. Er wurde berühmt durch die Kühnheit, mit der er sich aus der Festung Glatz rettete, indem er sich, wie einst Baron Trenck ebendasselbst, die steilen Felsen hinunterließ. Preußen hatte damals mit Rußland einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem die schwersten Verbrecher Preußens von Rußland übernommen und nach Sibirien gebracht werden sollten. Exner saß in der Festung Schweidnitz gefangen in schweren Ketten und mit Schellen am Kopf, so daß seine leisesten Bewegungen von der Wache gehört werden konnten und an sein Entrinnen kaum zu denken war. Aber er sagte lachend, er ginge nicht nach Sibirien, sie würden ihn nicht über die Oder bringen, und wirklich entsprang er unterwegs und setzte sein Räuberhandwerk in Niederschlesien in der Nähe des Riesengebirges fort, zum allgemeinen Schrecken des Landes. Einst in der Nacht kam er mit seinen Gesellen zu einer Mühle, um den wohlhabenden Müller zu berauben, stieg leise auf einer Leiter ans Fenster und in die Stube hinein. Zufällig aber wachte der Müller, griff nach dem Degen, der über seinem Bette hing und stieß ihn dem Räuber, ehe er noch ganz hereingestiegen war, durch den Leib, so daß er rücklings zum Fenster hinausstürzte. Die unten lauern den Räuber erschranken und flohen, weil sie fürchteten, man habe ihren Angriff erwartet und die ganze Mühle stecke voll Bewaffneter. Am Morgen wurde die Leiche als die des berühmten

Räuberhauptmanns erkannt, der Müller aber, da man die näheren Umstände der Tötung nicht kannte, in Verhaft genommen und als Mörder angeklagt, sofern er nicht beweisen könne, aus Notwehr gehandelt zu haben. Dieser Prozeß machte fast noch mehr Aufsehen als die Tötung des Räubers selbst. Der Müller saß ein paar Jahre gefangen, bis er durch die Geschicklichkeit eines humanen Advokaten in Breslau endlich befreit und von der Schuld losgesprochen wurde. Er kehrte heim, aber sein Geschäft war während seiner langen Abwesenheit vernachlässigt worden, und ehe er wieder in bessere Umstände gelangte, wurde er im nahen Walde von den Räubern überfallen und aus Rache für den Tod ihres Hauptmanns grausam erschlagen.

Wolfgang Menzels Denkwürdigkeiten. Herausgeg. von Konrad Menzel. Bielefeld, Leipzig 1877. S. 52.

Ein raffinierter Dieb.

In einer alten Chronik, dem Breslauischen Tagebuche von Steinberger, lesen wir zum Jahre 1681 die folgende Geschichte.

„Den 6. Mart. hat sich mit einem Soldaten etwas Lustiges zugetragen. Es hatte eine Kräuterin auf dem Hühner-Markte ein Ferklein in dem Sacke. Der Soldat besieht das Ferkel, saget, er will es seinem Herrn vorheroweisen, läßt deswegen seinen Degen zum Pfande, kommt hernach wieder, hatte aber eine große Katze in den Sack gesteckt, saget, es wäre seinem Herrn zu teuer, nimmt den Degen und geht davon. Unterdessen liegt das Ferklein oder vielmehr die Katze ganz stille. Die Kräuterin will nach dem Ferklein in dem Sack sehen, da springet die Katze davon. Die Kräuterin kannte den Soldaten nicht, kam also um das Ferklein und die Katze.“

(Breslau, Stadtbibliothek, Hs. 862, Bd. II.)

Schlesischer Humor.

Als die Franzosen im Anfange des 19. Jahrhunderts Breslau ihren etwas länglichen Antrittsbesuch machten, wurden die Schlesier aus erster Hand mit der französischen Sprache bekannt, die in ihrem Munde bisweilen eine sonderbare Fassung annahm. Als eine biedere Waschfrau mit ihrem Korbe von der Torwache mit „Qui vive?“ gestellt wurde, antwortete sie schlagfertig: „La wasch“ (vache)!

Paul Kallner Bergstadt

MONATSBLÄTTER MIT BILDERN

XVI. JAHRGANG

bringt wertvolle Romane und Novellen, anregende mit fesselnden Bildern geschmückte Aufsätze aus allen nur erdenklichen Gebieten menschlichen Lebens und Wissens, Büchertisch, Musikbeilagen, Schach, Rätsel- und Photoecke, Schnurren und Anekdoten. Auserlesene Kunstblätter. Preis des Heftes nur 1.50 M.

Die Zeitschrift für den gebildeten Leser

Inhalt und Ausstattung entsprechen unserer modernen Geschmacksrichtung, von allem Banalen und Geschmacklosen hält sie sich frei.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung
Bergstadtverlag, Breslau 1

EMIL HUSCHE

VORMALS LUDWIG & HUSCHE
INH. OSCAR HUSCHE
GEGRÜNDET IM JAHRE 1883

DEKORATIONSMALER

ÜBERNAHME SÄMTLICHER
MALERARBEITEN
ERSTKLASSIGE AUSFÜHRUNG

BRESLAU 2

BRUNNENSTRASSE NR. 18

FERNRUF AMT STEPHAN NR. 31409

Der Roman der Bauernbefreiung

Einem über dem Oblein

Von Bruno H. Wittek

410 Seiten / Preis geh. RM. 5,—, Ganzleinen RM. 7,—

Der sudetendeutsche Dichter schreibt hier die Geschichte der Bauernbefreiung. Mit sicherem Blick für das Wesentliche und mit festem Griff treibt Wittek die Handlung vorwärts. Das Werk, erfüllt von lodender Leidenschaft, beflügelt von Schillerschem Schwung und Ethos, gebündelt von männlicher Kraft, hat erfreuliche literarische Bedeutung. Bei der lebhaften Teilnahme, die man dem bedrängten Grenzlandsdeutschum heut entgegenbringt, hat das Buch zudem aus nationalen Gründen Anspruch auf allgemeine Beachtung.

„Neben Vincenz Priessnitz ist Hans Kudlich, der Bauernbefreier, die populärste historische Gestalt des einstigen österreichischen Schlesiens. Selbst Bauernblut entsprossen, hat der Student das Jahr 1848 als einer der Wenigen unter den jungen Idealisten mitgemacht, die wahrhaft mit allen Nerven und Adern dem Volke verbunden waren. Sein Antrag auf Aufhebung der Robot streift dem Bauerntum die letzten Fesseln ab, aber seine kühne Tat rächt die einsetzende Reaktion, er flieht, zum Tode verurteilt, nach der neuen Welt. Mit dieser Flucht schließt der Roman des jungen schlesischen Dichters Bruno Hans Wittek ab, der darin seinem großen Landsmann ein Denkmal gesetzt hat. Ein biographischer, ein Heimatroman? Mehr, weit mehr! Hans Kudlich ist der ruhende Pol, die Heimat, der Nährboden des Buches. Aber die daraus gewonnene Festigkeit gab dem jungen Dichter Kraft zu Größerem. Die Tage des Vormärz, das wilde Jahr, sein tragischer Abschluß, der Ausblick in eine neue Zeit, all das ist von jugendlich-kraftvoller und doch schon erstaunlich reifer Hand fertig und plastisch geformt. Heimatliebe, biographische Historie waren nur der Ausgangspunkt, das Buch ist der Roman der deutschen Bauernbefreiung schlechtweg und damit wohl ein Buch deutscher Befreiung überhaupt geworden. Im Sohne eines Landes, das seiner Freiheit verlustig wurde, brennt eine Sehnsucht, mächtiger und inniger als in den Seelen der Freien. So war es ihm möglich, sein Tiefstes, Eigenstes in dieses mit künstlerischer Ruhe gestaltete Buch zu gießen und beides zur Harmonie des echten Kunstwerks zu verschmelzen. Hier spricht Jugend, aber keine ichtsüchtige, volkfernde, sondern eine ehrwürdige, das Leid des Volkes verstehende, mitleidende, starke Jugend. Das leidende, fühlende Volk möge sie hören und verstehen!“

So urteilt Robert Hohlbaum.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

Offenbüchse Winklerbismarck Brühl



Neuzeitliche Wohnungseinrichtungen

aus eignen Werkstätten

Stoffe, Beleuchtungskörper, Kleinmöbel

Deutsche Hausratwerkstätten

Breslau 1, Bischofsstraße 13

Für Bekanntgabe der Anschriften
solcher Persönlichkeiten, die für die
Schlesischen Monatshefte Interesse
haben dürften, ist der Verlag stets dankbar



**Metallbetten
Matratzen
Steppdecken**

Beste Qualitäten
in jeder Preisklasse

Silesia-Matratzen-Fabrik

Verkaufsstelle:

Kupferschmiede str. 44 Ecke Schuhbrücke

Neu aufgenommen

Reform-Unterbetten

Angelus Silesius

Ein Lebensbild

von Professor Dr. Georg Ellinger

260 Seiten Großoktav, mit 6 Bildern

Preis geb. 7 RM., gebund. 9 RM.

Angelus Silesius (Johannes Scheffler) ist einer der wenigen deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts, die bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben sind. Sein „herubinischer Wandersmann“ findet noch immer zahlreiche eifrige Leser; der Kampfesang: „Mir nach, spricht Christus, unser Selb!“ gehört zum eisernen Bestande des Kirchenliedes. In gleicher Weise wie seine Dichtung zieht auch sein merkwürdiges, wechselvolles Dasein an. Jedoch eine den heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Darstellung dieses Lebens fehlte bisher. In dem vorliegenden Werke wird sie dargeboten. Die Zeitströmungen, aus denen Angelus Silesius hervorgegangen ist, und auf die er wieder zurückgewirkt hat, entstehen ebenso lebendig wie der Dichter selbst und dessen Freunde. Für die Vergewärtigung des Angelus Silesius und seiner Freunde sorgen auch die der Darstellung beigegebenen sechs Bilder.

Verlagsbuchhandlung

Wilh. Gottl. Korn / Breslau 1

Theodor Lichtenberg

KUNSTHANDLUNG
RAHMENFABRIK

Breslau 1, Junkernstraße Nr. 1/3 • Gegründet 1868



Werkstatt für Textilkunst

Wilh. Korn

Privatschule für textile Handarbeiten

Bankstr. 24, Tel. Nr. 486

Zwei Prospekte

1. Paul Keller, Titus und Timotheus und der Esel Bileam
2. Einbanddecke zum Jahrgang 1927 der Schlesischen Monatshefte

liegen dem heutigen Heft bei. Wir empfehlen sie eingehender Beachtung



Der Wanderer im Riesengebirge

Unentbehrlich für den Touristen
und Wintersportler, wie für den
Freund der Heimat u. des Gebirges

Jeden Monat ein reich bebildertes Heft
Bezugspreis Vierteljährlich 25 Pfg

Probenummern kostenfrei durch

Wilh. Gottl. Korn, Zeitschr.-Abt., Breslau 1

Die
Breslauer Zeitung

ist nicht nur ein | tisches Organ, sie
angesehenes poli- | ist auch eine große

Handelszeitung

die allen wirtschaft- | ausgebreiteten Nachrich-
lichen Fragen mit | tenapparat Rechnung
ausführlich. Berichten, | trägt. Besonders aber
handelswissenschaftlich. | ist die Breslauer
Leitartikeln und einem | Zeitung auch ein

Unterhaltungsblatt

das mit reichhaltigem, | regen und zu erfreuen
sorgfältig gewähltem | sucht.
Feuilleton und zahl- | **Probenummern** sind
reichen Plaudereien lo- | auf schriftliches oder
kaler und allgemeiner | mündliches Anfor-
Natur aus ersten Fe- | dern jederzeit gratis
dern auf jedem Gebiet | erhältlich in der Ge-
den Gebildeten und den | schäftsstelle der Bres-
Bildungsbedürftigen | lauer Zeitung, Herren-
zu unterrichten, anzu- | straße Nr. 29.

Die führende
große Tageszeitung

des gebildeten Schlesiens ist die

**„Illustrierte
Schlesische
Zeitung“**

Der Bezugspreis beträgt für den Monat bei der Post ein-
schließlich Bestellgeld und bei den direkten Verfan-
stellen einschließlich Zustellungsgebühr mit der Beilage

„Illustrierte Schlesische Zeitung“

für die Vollaussage 4,80 RM.
für die Ausgabe A 3,10 RM.

(ohne Illustrierte Wochenbeilage 30 Pfg. billiger) Proben-
nummer kostenfrei. Abonnenten erhalten die beliebten,
Anfang Juni jedes Jahres erscheinenden

„Hinke für die Reisezeit“

als Beilage umsonst

Das
maßgebende kulturelle Führerblatt
Oberschlesiens, die Heimatzeitschrift
des südböhmischen Grenzlandes
ist die illustrierte Monatszeitschrift

Der Oberschlesier

Herausgeber Karl Czoborok

Verlag Colonnowska Oberschlesien

Postvertrieb Oppeln

Bezugspreis vierteljährlich 3 M.

„Niemand, der sich mit ober-
schlesischen Kultur- und Bildungsfragen
beschäftigt, kann achtlos am ‚Ober-
schlesier‘ vorbeigehen.“

*

**Schlesische
Tagespost**

Billigste nationale
Zeitung Breslaus

Durch Boten in Breslau 2,00 Mark

Durch die Post überall 1,96 Mark

★

Gutes wirksames
Anzeigenblatt

★

Breslau 2, Tauenhienstr. 49

Sie finden die Schlesischen Monatshefte immer

in den nachbenannten Hotels, Kurhäusern, Weinstuben u. Gebirgsbauden:

Altheide, Bad:
Großes Kurhaus

Beuthen OS.:
Hotel Kaiserhof

Breslau:
Hotel Goldene Gans
Hotel Kronprinz
Hotel Metropol
Hotel Monopol
Hotel Savoy
Hotel Vier Jahreszeiten
Kempinski & Co.
Nordhotel
Ratsweinkeller

Brieg:
Hotel Reichskrone

Bunzlau:
Hotel Deutsches Haus

Charlottenbrunn, Bad:
Parkhotel

Cosel OS.:
Hotel Deutsches Haus
Hotel Kronprinz

Flinsberg, Bad:
Hotel Berliner Hof
Hotel Rübezahl
Kurhaus

Frankenstein (Schles.):
Hotel Umlauf

Freystadt:
Hotel Drei Kronen

Glatz:
Hotel Kaiserhof

Glogau:
Haus Hindenburg

Goldberg (Schles.):
Hotel Drei Berge

Groß Strehlitz:
Freyhöfers Hotel

Grottkau:
Hotel zum Ritter

Grünberg (Schles.):
Hotel Schwarzer Adler

Habelschwerdt:
Hotel Grüner Baum

Hermisdorf (Kynast):
Tietzes Hotel

Hirschberg (Rsgb.):
Hotel zum braunen Hirschen
Hotel Drei Berge

Jauer:
Hotel Deutsches Haus

Kreuzburg OS.:
Hotel Fürst Bismarck

Krummhübel:
Hotel Preußischer Hof
Hotel Waidmannsheil

Kudowa, Bad:
Kurhotel Fürstenhof
Lehmans Hotel

Landeck, Bad:
Kurhaus

Landeshut (Schles.):
Hotel Drei Berge
Hotel Kaiserhof

Lauban:
Hotel Schwarzer Bär
Viktoria-Hotel

Leobschütz:
Hotel Deutsches Haus

Liegnitz:
Hotel Rautenkranz

Löwenberg (Schles.):
Hotel Deutscher Kaiser
Hotel du Roi

Münsterberg (Schles.):
Hotel Kaiserhof
Hotel Rautenkranz

Neisse:
Hotel Kaiserhof
Liebigs Hotel

Neumarkt (Schles.):
Hotel Hohes Haus

Neurode:
Hotel Kaiserhof

Neustadt OS.:
Hotel Goldenes Kreuz

Oels (Schles.):
Hotel Goldener Adler

Ohlau:
Hotel zum Löwen

Oppeln
Central-Hotel

Ratibor:
Hotel Prinz von Preußen

Reichenbach (Schles.):
Hotel Kaiserhof

Reinerz, Bad:
Parkhotel

Riesengebirgsbauden:
Hampelbaude
Neue Schlesische Baude
Prinz-Heinrich-Baude
Schlesierhaus
Schlingelbaude
Schneegrubenbaude
Zackelfallbaude

Rosenberg OS.:
Hotel Potrz

Rothenburg (Oder):
Hotel Thomas

Rybnik:
Pogodas-Weinstuben

Sagan:
Hotel Walfisch
Hotel Weißer Löwe

Salzbrunn, Bad:
Hotel Preußische Krone
Hotel Schlesischer Hof
Kurparkhotel

Schmiedeberg (Rsgb.):
Hotel Preußischer Hof

Schreiberhau:
Hotel Josephinenhütte
Hotel Lindenhof
Königs Hotel

Schweidnitz:
Hindenburg-Hof
Hotel zur goldenen Krone

Spottau:
Hotel zum grünen Löwen

Steinau (Oder):
Hotel Goldene Krone
Hotel Schwarzer Adler

Trachenberg:
Hotel Deutsches Haus

Trebnitz (Schles.):
Hotel Gelber Löwe
Kurhaus

Warmbrunn, Bad:
Hotel Preußischer Hof

Wohlau:
Hotel Rautenkranz

Bitte verlangen Sie unterwegs überall die Schlesischen Monatshefte!

Weitere Meldungen zur Aufnahme in diese Liste
werden an den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau 1, Junkernstraße 41/43, erbeten.